

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben  
in Ostasien e.V.

Tal vez  
May be  
Mag sein



StuDeO INFO



August 2004

# Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.

## 侨居东亚生活资料集

Gegründet wurde der gemeinnützige Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wach zu halten und im Rückblick auf die eigenen Erinnerungen offen für den ständigen Wandel in Ostasien zu sein. Das StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neu zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie der Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

### Jährliche Mitgliedsbeiträge

**Einzelperson** € 20,-; **Ehepaar** € 27,-; **juristische Personen** € 75,-

**Einzelperson** US\$ 20,-; CAN\$ 28,-; **Ehepaar** US\$ 27,-; CAN\$38,-

**Konto des StuDeO:** 7'602'308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30

IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08; BIC/Swift-Code PBNKDEFT

**Konto in den USA:** Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Hilmar Haenisch/StuDeO – to Hilmar W. Haenisch

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig; bis € 100,- gelten die Überweisungsbelege als Spendenquittung. Für darüber liegende Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

### Kontaktpersonen im Schriftverkehr mit dem StuDeO

- **StuDeO Sekretariat, Neuanmeldungen** Karin Bolognino
- **Archiv Sammelstelle, Bibliotheksbetrieb** Renate Jährling
- **Fotothek, Bilder aller Art** \*\*\*
- **Schriftenredaktion, INFO Beiträge, Veröffentlichung aller Art** Dr. Horst Rosatzin
- **Veranstaltungen, Sachgebiet Achenkirch Hütte und Haus Kreuth** Edgar Arnhold

**Impressum** HERAUSGEBER  
Studienwerk Deutsches Leben  
in Ostasien e.V.

Schriftenredaktion  
Dr. Horst Rosatzin

Erscheinungsweise des StuDeO INFO  
Redaktionsschluss

3 Ausgaben pro Jahr  
1. März; 1. August; 1. November

Zahlungsverkehr mit der Schriftenredaktion

Dr. H. Rosatzin,

StuDeO Schriftenredaktion, Deutsche Bank 240/984 483 800, Bankleitzahl 600 700 24;  
BIC: DEUTDEDB624; IBAN: DE10 6007 0024 0984 4838 00

Bezahlung gilt als Bestellung

**Druckvorlagen bitte an die Schriftenredaktion senden.**

Einsendungen werden selektioniert, geordnet und redaktionell bestmöglich aufgearbeitet. Im INFO abgedruckte Einsendungen geben die Meinung des Verfassers wieder, nicht die des StuDeO.

**Titelbild – „Tal vez, May be, Mag sein“,** Dirk Bornhorst,

**(\*\*\*) Hinweis:** der Klarname des Autors  
erscheint nur in der Druckausgabe

**EHRENVORSITZ**

Pastor Wolfgang Müller

**StuDeO Vorstand**

**Vorsitzender**

Prof. Dr. Wilhelm Matzat

**Stellv. Vorsitzende**

Renate Jährling

Archiv-Sammelstelle

**Schatzmeister**

Carl Friedrich

**Schriftführerin**

Karin Bolognino

**Veranstaltungen**

Edgar Arnhold

**Fotothek**

\*\*\*

**Schriftenredaktion**

Dr. Horst Rosatzin

**Wolfgang-Müller-Haus**

Spitzerweg 1, 83'708 Kreuth

Verwalterinnen

R. Jährling,

## Inhaltsverzeichnis

Seite

„Tal vez, May be, Mag sein“, Dirk Bornhorst	Titelbild
Die Seite der Redaktion	2
Die Anfänge Deutscher Geschäftsleute in Japan, Armin Rohde	3
Mission und Politik, Heyo Erke Hamer/Fritz Opitz	5
Begegnungen einer deutschen Kunstliebhaberin mit zwei fernöstlichen Malern im September 1936 in Tientsin, Elisabeth Framhein	8
Manfred Durniok, Kirsten Wenzel	10
Voranzeige zur „Chronik der Deutschen Schule Tientsin“, W. Müller	11
Die Hüter des Kalten Friedens, Daniel Sägeser	12
Das Geschäftsessen des Compradors, 8. Juni 1936, Elisabeth Framhein	13
Impressionen über den Russischen Park in Tientsin, Elisabeth Framhein	15
Begegnungen	
– Österreich – Deutschland - China - Kalifornien, eine Begegnung mit Christl Hickman - Skoff, Renate Bökenkamp	17
Rezensionen	
– „Tal vez,, – May be“ – “Vielleicht“, Dirk Bornhost/Horst Rosatzin	19
– „Sündhafte Sehnsucht“, Hwang Chi-Woo/Sylvia Bräsel	20
– Die Elster in der Mythologie	22
– „Der Ochse der Dürre und das Weber-Mädchen“	22
– „War Marco Polo wirklich in China?“, Michael Yamashita/Kay Dohnke	23
– „China-Tagebücher Georg Brauers“, Elisabeth Kaske	25
– „Germans in Tientsin, 1869 - 1918“, Chou Ching-yuang	26
– „Ein Schiff fährt nach Kobe, das japanische Tagebuch meiner Mutter“ Dacia Maraini/Ernst Reiner	28
– „Im milden Licht der Kirschblüten; das Japan meines Vaters, 1924 - 1928“, Jean Vodoz/Horst Rosatzin	28
Todesanzeigen	30
China Treffen	30
Reminiszenzen und Vorschau, aus Bernd Rulands	
„Deutsche Botschaft Peking“	30
„Die Kamele“	36

## Die Seite der Redaktion

Liebe Freunde,

Seit dem Tod von Wolfgang Müller am 8. März 2003 ist es das erste Mal, daß das StuDeO seinen Vorsitzenden nicht auf Wolfgangs Empfehlung hin wählt. Erstmals in Dresden 2004 ist das StuDeO ganz auf sich gestellt in der Wahl seines neuen Vorsitzenden. Die dresdner Wahlen haben daher eine entscheidende Bedeutung in der kurzen Geschichte des StuDeO. Unser aller Entscheid ist von markanter Bedeutung. Ein wahrlich großes Ereignis. – Die Redaktion wünscht allen Beteiligten ein gutes Gelingen.

Wegen der umfangreichen Wahlvorbereitungen fallen in diesem INFO die Beiträge „Vereinsnachrichten“ und „Fotothek“ aus. Dafür wird die Weihnachtsausgabe reichlicher ausfallen.

Es sei noch darauf verwiesen, daß das Protokoll der Mitgliederversammlung entweder nach der Sitzung in Dresden in einer Sonderaussendung verschickt wird oder daß es den Mitgliedern mit dem DEZEMBER INFO 2004 als Beilage zugestellt wird.

Mit diesem INFO geht auch die „Chronik der Deutschen Schule Tientsin“ in Druck. Nach vielseitigem gemeinschaftlichem Aufwand hat diese schwierige Aufgabe ihren Abschluß gefunden. Die „Chronik“ wird in Dresden am Empfangstisch zum Erwerb aufliegen. Auf Seite 11 wird ein kurzer Blick in diese Publikation gewährt.

Als Besonderheit möchte ich die Bemühungen in den Arbeiten von Elisabeth Kaske und Chou Ching-yuan hervorheben. Aktive StuDeO Leser haben die Möglichkeit, diesen beiden Forschern deutschen Lebens in Ostasien als Zeitzeugen Informationen über das „alte China“ zu vermitteln. Es wäre im Sinne der Sache zu wünschen, dass reichlich von dieser Gelegenheit Gebrauch gemacht wird.

Ich wünsche allen StuDeO Mitgliedern, Freunden und Gönnern eine fruchtbare Zeit.

Horst Rosatzin

Die Bezeichnung unserer Gesellschaft lautet abgekürzt StuDeO und steht für „Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e. V.“. Daher erlaube ich mir zu diesem Thema etwas über die Anfänge Deutscher Geschäftsleute in Japan aus den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen im Info zu berichten. Bisher befaßten sich die meisten Berichte über Leben und Leute sowohl Deutscher als auch Chinesen in China. Leider sind bis jetzt im StuDeO noch zu wenige Mitglieder aus Japan und zu wenig Kenntnisse über deren Leben dort vorhanden. Daher mache ich den Versuch, einmal über deren Leben zu berichten.

Die ersten Europäer, die nach Japan kamen, waren Portugiesen und Spanier im 16. Jahrhundert. Sie hatten vorwiegend missionarische Ziele, übermittelten aber auch daneben abendländische kulturelle und technologischen Errungenschaften. Sie waren nicht immer bei den Japanern gern gesehen. Danach kamen die Holländer aber vorwiegend als Handelspartner. Ihnen wurden aber nur Konzessionsgebiete, also Enklaven, überlassen und sie konnten sich nicht frei, sondern nur mit Erlaubnis, in Japan bewegen. Nagasaki und Deshima waren dabei die Zentren.

Ein herausragender Deutscher, der damals für die Holländer nach Japan gegangen war und als Holländer deklariert wurde, war Philipp Franz von Siebold – 1796- 1866 –, der dann von 1823 bis 1830 dort tätig war. Er war einerseits Lehrer aber andererseits Botaniker und sammelte in Japan vorwiegend ihm fremde, in Europa unbekannte Pflanzen und andere Naturvorkommen. Er hat sich damit einen bedeutenden Namen gemacht. Als er aber über einen japanischen Freund in den Besitz einer Landkarte von Japan kam, wurde er von japanischen Autoritäten im Jahre 1828 gefangen genommen, da der Besitz solcher Karten für Fremde nicht erwünscht und erlaubt war. Seine beabsichtigte Rückreise zu diesem Zeitpunkt verzögerte sich zwangsweise dadurch um 2 Jahre. Nachdem er letztendlich doch freigesprochen wurde, kehrte er dann nach Deutschland zurück. Der japanische Bekannte, der ihm zu der „map“ verholfen hatte, hat sich später durch „seppuku“ das Leben genommen.<sup>1</sup>

Die ersten deutschen Geschäftsleute – Preußen, Bayern und andere, denn Deutschland in dem Sinne gab es noch nicht –, die nach Japan kamen, waren dort in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Hauptanlaufstellen waren Nagasaki, Deshima und auch Yokohama. Vor ihnen waren vor allem Holländer dort. Ein interessantes Buch über diese Zeit hat ein Herr Weber in Form eines Romans verfaßt unter dem Titel „Kontorrock und Konsulatsmütze“. Das Buch ist keine schriftstellerische Glanzleistung, aber erzählt über die Verhältnisse der damaligen Zeit von Kaufleuten in Japan. Er hat tatsächliche Begebenheiten unter den Kaufleuten geschildert mit veränderten Namen von Personen und Firmen, sie aber dann im Anhang entschlüsselt. Der Verfasser war als Kaufmann längere Zeit in Niigata tätig. Damals war es natürlich erforderlich, daß man möglichst bald japanisch sprechen lernte. Die Japaner bemühten sich aber auch um die neuen Fremdsprachen. Erst lernten sie holländisch, später aber mehr englisch. Neben den Kaufleuten kamen auch Wissenschaftler und Klerikale dorthin. Die Japaner waren begierig die Errungenschaften des Westens zu erlernen und zu übernehmen. Wo sie damit hingekommen sind, sehen wir heute.

Damals waren die politischen Verhältnisse in Japan noch sehr unruhig; es fanden Kämpfe zwischen den einzelnen „Bakufu's“ – militärische Herrscher – um die Vorherrschaft statt. In diese Auseinandersetzungen sind auch manche Europäer verwickelt worden und dabei umgekommen, wenn sie sich im Lande auch mal frei bewegten. Die Ausländer waren damals bei einigen Japaner noch nicht gern gesehen. Erst unter dem Kaiser „Meiji Tenno“ wurden die Verhältnisse ruhiger und geordneter.

Unter den ersten Deutschen und ebenso auch unter Ausländern waren sehr viele junge Leute, die dieses noch etwas abenteuerliche Unternehmen reizte. Mit ihrem Tatendrang wurden dabei auch einige nicht sehr rühmliche Dinge angestellt. Die Wareneinfuhr war einem Zoll unterworfen. Diese zu umgehen, führte dazu, daß geschmuggelt wurde. Um das zu verhindern, richteten die Japaner ein Zollhäuschen an der Anlandestelle ein. Das gefiel den jungen Angestellten nicht und so legten sie eines Nachts um die Hütte eine Trosse, die verbunden war mit einem im Hafen liegenden Schiff, das auslaufen sollte. Bei der Ausfahrt wurde das Häuschen kurzerhand ins Hafenbecken gezogen. Das hatte natürlich Folgen mit langen Prozessen, die aber letztendlich einvernehmlich geregelt wurden.

In den darauf folgenden Jahren der sog. Meiji Zeit orientierten sich die Japaner immer mehr an westliche Errungenschaften – ihre Marine bildeten sie nach englischem Vorbild aus und die Armee zunächst nach französischem, aber nach 1871 wegen des Sieges über Frankreich, nach preußischem Muster.

---

1) seppuku ist die japanische Bezeichnung für Harakiri

Japan entwickelte sich immer mehr zu einem Staatsgebilde, das in der Welt mitreden wollte und das führte auch zu Reibungspunkten besonders mit Rußland als unmittelbarem Nachbarn. Im Versuch, die Japaner in ihre Schranken zu verweisen, schickten die Russen 1905 ihre Ostseeflotte nach Ostasien. Damals eine sehr lange Reise, denn durch den Suez-Kanal ging es nicht, sie mußten um das Kap der guten Hoffnung fahren. Schließlich in der Straße von Tsuschima – zwischen Japan und Korea – angekommen, stellte sich die japanische Flotte entgegen und erteilten den Rußen eine vernichtende Niederlage. Die Niederlage war auch auf eine begleitende Tatsache zurückzuführen, die man damals nicht bedacht hatte. Auf der langen Reise durch tropische Gewässer setzten sich an den Schiffskörpern Miesmuscheln an, die die Manövrierfähigkeit der Schiffe stark behinderte. Damals gab es noch keine toxische Farben, die das Ansetzen von solchen Muscheln verhindern konnten. Dadurch hatten die Japaner leichteres Spiel.

Diese Niederlage der Rußen in der Seeschlacht von Tsuschima hat die Großmächte der damaligen Zeit aufhorchen lassen, und damit ist Japan auch in die Reihe der Großmächte aufgestiegen.

Dies war der Zeitpunkt als mein Vater als noch junger Kaufmann für Illies, also im Jahre 1905, nach Japan und dort nach Kobe kam. Das Leben war damals sowohl im privaten als auch im geschäftlichen Bereich völlig anders als später nach dem I. Weltkrieg. Hier gebe ich wieder, was ich von meinem Vater mündlich erfahren und noch in Erinnerung behalten habe. Europäische Frauen gab es nur sehr wenige, also waren die meisten jungen Kaufleute Junggesellen. Diese zogen oft mit anderen in sogenannte „Messen“ zusammen. Es wurde gemeinsam ein Haus gemietet und Personal angestellt – „Amahs“ für Küche und Pflege des Hauses. Man traf sich in Clubs, Nationalitäten spielten dabei keine Rolle, alle sprachen mehr oder weniger gut englisch. Der Geschäftsbetrieb war besonders intensiv, wenn Schiffe mit Waren im Hafen lagen. Dann mußte bestellte Ware an den Kunden weitergeleitet und wiederum Produkte aus Japan nach Übersee verladen werden. Wenn keine Schiffe im Hafen lagen, war das berufliche Leben sehr viel ruhiger. Es mußten Kunden besucht und neue Aufträge eingeholt werden. Die Verbindung nach Übersee war mit dem Schiff noch sehr zeitaufwendig und Schriftverkehr mit der Firma in der Heimat war auch zeitraubend und zwar mit der sibirischen Eisenbahn, die gerade fertig gestellt worden war. Telegramme waren schon möglich, aber sehr teuer. Es wurde nach Anzahl der Worte abgerechnet und da half man sich mit Kodierschlüsseln bestehend aus je 5 Buchstaben, die einen Satz mit einer bestimmten Bedeutung darstellten. Mein Vater zeigte mir mal ein solches Kodebuch. Ein mühsames Geschäft. Der Zeitraum, nach dem einmal Urlaub in der Heimat gemacht werden konnte, war naturgemäß viel länger als später mit verkürzten Reisezeiten.

Während der Freizeit konnte man gut in der Umgebung wandern, was die Herren auch weidlich ausnutzten. Treffpunkte waren wie schon erwähnt die Clubs. Ein böser Spruch sagte: „Wo 2 Engländer sind, wird ein Club gegründet.“ Ab 1912 kam mein Vater nach Formosa, heute Taiwan, und zwar nach Taihoku, heute Taipeh, als Kaufmann und fungierte dort auch als kaufmännischer Konsul.

Als der 1. Weltkrieg 1914 ausbrach wurde er wieder nach Japan zurückgebracht, aber nicht interniert. Die Deutschen in Japan mußten sich damals in gewissen Abständen bei der japanischen Polizei melden. Sie haben dabei die Gelegenheit genutzt, sich um die deutschen Kriegsgefangenen aus Tsingtau zu kümmern. Es bestanden zunächst mehrere Lager, die aber später zu einem zusammengelegt wurden. Die Behandlungen in den einzelnen Lagern waren zunächst sehr unterschiedlich je nach dem verantwortlichen Lagerleiter. In dem letzten dann zusammengelegten Lager muß es aber sehr viel erträglicher gewesen sein. Der zuständige japanische Lagerleiter war dort sehr kulant und großzügig. Hierüber gab es ja schon im StuDeO Berichte. Ihnen wurden viele Freiheiten gewährt.

Damals mußten die Deutschen nicht gezwungenermaßen nach Deutschland zurückkehren, sondern konnten ihre einmal unterbrochene Tätigkeit wieder fortsetzen.



Meiji-Tagebuch und Japanwerk  
des

Dr. W. SPINNER

Prediger aus Zürich



## Mission und Politik

Heyo Erke Hamer

Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens/Hamburg, OAG; Reihe: Perspektiven der Weltmission, Wissenschaftliche Beiträge; 32. Herausgegeben von der Missionsakademie an der Universität Hamburg; Mission und Politik, S.297-302, vgl. S. 26  
ISBN 3-86130-132-6;

Fritz Opitz, Braunschweig; gekürzte Fassung H. Rosatzin

Die Meiji-Restauration, auch Meiji-Revolution, und die nachfolgende Epoche der Reformen und Modernisierung sind vermutlich die besterforschte Zeitspanne der Geschichte Japans. Neben die offiziellen veröffentlichten Dokumentensammlungen des japanischen Außenministeriums treten umfangreiche Veröffentlichungen politischer Parteien und privater Organisationen sowie Tagebücher maßgebender Persönlichkeiten, die Fülle der Sekundärliteratur ist unübersehbar. Die Bibliographien in den Werken von Morley<sup>2</sup> und Asada<sup>3</sup> gaben schon vor Jahren einen ersten Einblick in die Menge des vorhandenen Materials, Spezialbibliographien erleichtern den Zugang zu den relevanten Quellen und erschweren zugleich wegen ihrer Fülle die Forschung.

Bei uns beginnt man sich erst in den letzten Jahrzehnten der Geschichte der Meiji-Zeit in Detailstudien zuzuwenden<sup>4</sup> und zieht auch zunehmend Quellen deutscher Zeitzeugen heran. Die Arbeit von Bert Becker<sup>5</sup> zum Beispiel schließt an die vor zwei Generationen erschienenen Tagebuchnotizen von Toku Bälz<sup>6</sup> an, die hier stellvertretend für weitere stehen mögen. In diese Reihe der Einzeldarstellungen reiht sich nun Heyo Hamers Arbeit ein.

Das Werk besteht im wesentlichen aus zwei Teilen: dem Tagebuch des protestantischen Missionars Wilfried Spinner – 1854-1918 – und einer Untersuchung über die Entstehung und sozialen Verflechtungen des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins, in dessen Auftrag Spinner in Japan tätig war. Ein Teil III genannter Anhang enthält diverse biographische Verzeichnisse, eine Bibliographie sowie verschiedene Namensregister.

Teil I vermittelt einen intimen Einblick in das Leben der kleinen deutschen evangelischen Gemeinden in Japan, insbesondere der von Tokyo, in den Jahren 1885-1891, in deren Mittelpunkt Spinner steht. Die knappen Tagebucheintragungen, im wesentlichen Gedächtnisstützen, werden erst verständlich und gewinnen Leben durch die umfangreichen Anmerkungen, die den Herausgeber als Kenner der Materie und der historischen und kulturellen Verhältnisse ausweisen, und der nicht nur umfangreiches Quellenstudium betrieben, sondern auch umfassend Sekundärliteratur für seine Untersuchung herangezogen hat.

2) William James Morley: Japan's Foreign Policy, 1868-1941. A Research Guide. New York, u.a.1974.

3) Sadao ASADA: Japan and the World, 1853-1952. A Bibliographic Guide to Japanese Scholarship in Foreign Relations. New York 1989.

4) Vgl. hierzu Irmela Hijjiya-Kirschner, Hrg.: Kulturbeziehungen zwischen Japan und dem Westen seit 1853. Eine annotierte Bibliographie. München: Judicium Verlag 1999.

5) Bert Becker, Hrg.: Georg Michaelis. Ein preußischer Jurist im Japan der Meiji-Zeit. München; Judicium Verlag 2000

6) Toku Bälz, Hrg.: Erwin Bälz. Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan. Stuttgart, Engelhorn 1930.

In dem Tagebuch tritt uns ein Pfarrer entgegen, der sämtliche Klischees eines protestantischen Kirchenmannes zu bestätigen scheint: konservativ-puritanisch, von morgens bis abends rastlos im Dienste der Kirche tätig, ein vorbildlicher Hirte seiner Gemeinde, hilfsbereit, Tag und Nacht verfügbar, ein Mann, der Arbeit als Tugend betrachtet, sich nicht den kirchlichen Dogmen, sondern dem Herrn verpflichtet fühlt, ein humorloser nüchterner Eiferer, der Müßiggang als Sünde betrachtet – nur einmal wird erwähnt, daß er Skat gespielt habe und auch Mitglied eines Kegelklubs gewesen sei. Spinner war dies alles und noch viel mehr: Er war Protestant schweizerischer Herkunft, calvinistisch-reformiert geprägt, ein begnadeter, nahezu poetischer Prediger, der Kirchenschmuck und Talar ablehnte, durch und durch Demokrat, der andere Ansichten respektierte, sofern sie wohlfundiert waren, in den von ihm gegründeten evangelischen Gemeinden den Vorstand nicht einfach einsetzte, sondern durch Wahlen konstituieren ließ, sich diplomatisch im Widerstreit zwischen Religion und Politik bewegte, ein Mann, der vorhandene Stimmungen und Strömungen instinktiv erfassen konnte und angemessen reagierte. Dazu war er in gewissem Sinne liberal, außer in Sachen der Moral und wenn es um eine Arbeitsauffassung ging, die nicht der seinen entsprach. So geißelt er ständig die „wilden Ehen“ deutscher Landsleute mit einheimischen Frauen, die laxen Arbeitsmoral seiner Diener und seines Kollegen sowie das luxuriöse Leben amerikanischer Missionare, was seiner asketischen Lebensauffassung zuwiderlief.

Das Tagebuch beginnt mit Spinners Ankunft in Yokohama am 8. September 1885. Frühere Aufzeichnungen verraten, daß er Besuche in Weimar, Jena und Berlin gemacht hatte, aber wie er sich auf Japan und seine Arbeit vorbereitete, erfährt man nicht. Er wurde entsandt von dem ein Jahr zuvor gegründeten Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, „christliche Kultur, besonders in Asien einzuführen, das heißt, den nach geistiger Mündigkeit, nach intellektueller Klarheit und Schärfe, moralischer und religiöser Vertiefung, Freiheit und Wahrheit ringenden alten Völker Asiens selbstlos nach bestem Wissen und Gewissen mitzuhelfen bei ihren großen Kulturreformwerk“. Primäres Ziel war also nicht Bekehrung zum Christentum, sondern Entwicklung der in den Menschen vorhandenen Religiosität zu einem allgemeinen kulturellen Humanismus, der im Christentum gipfelt. Damit setzte sich Spinner in Gegensatz zu den konservativen Missionaren, die allein aus der Anzahl der Proselyten ihre Existenzberechtigung ableiteten. Ja, sogar sein Glauben wird in Frage gestellt. Aber auch in den evangelischen Gemeinden war er nicht unumstritten: Wollten doch Mitglieder der Unierten Kirche – Itchi Kyōkai – in Deutschland um die Entsendung orthodoxer Missionare bitten, da ihnen Spinner zu liberal erschien.

Sogleich nach seiner Ankunft sammelte er die in Tokyo und Yokohama wohnenden deutschen Protestanten und widmete sich dem organisatorischen Aufbau von Gemeinden, der Regelung des gottesdienstlichen Lebens mit genauen Richtlinien und gewählten Kirchenvorständen mit dem Ziel, in der japanischen Diaspora ein vorbildliches evangelisches Gemeindeleben zu inaugurieren.

Die Entsendung eines deutschen Pastors war in Tokyo schon vor seiner Ankunft bekannt geworden, und die vielfältigen religiösen und politischen Strömungen in der deutschen Kolonie hofften, ihn für ihre Interessen gewinnen zu können, zumal er von Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar – 1818-1901 –, protegiert wurde und scheinbar auch das Wohlwollen Bismarcks besaß. Dadurch erlangte Spinner auch Zugang zu japanischen Behörden bis in hohe Regierungskreise, was seine Arbeit einerseits erleichterte, andererseits erschwerte, weil er viele Rücksichten zu nehmen hatte. Neben dem Aufbau der Gemeinden schuf er sich ein Netzwerk von einflußreichen Persönlichkeiten und Organisationen, die er für seine Belange einzusetzen erhoffte. Er suchte und pflegte die Kontakte zur japanischen Regierung: Katsura Tarō, Inoue Kaoru, Okuma Shigenobu, Itō Hirobumi und immer wieder Aoki Shūzō; zu japanischen Wissenschaftlern: Katō Hiroyuki und Nishi Amane, um die wichtigsten zu nennen; zu deutschen Ratgebern – oyatoi-nin – in japanischen Diensten: Erwin Bälz, Rudolf Lehmann, Georg Michaelis, Karl Rathgen, aber auch – und das spricht wieder für seine liberale Gesinnung – zu dem Katholiken Jacob Meckel und dem Juden Albert Mosse. Daneben war er Mitglied der OAG und der britischen Royal Asiatic Society of Japan, wo er sogar einen Vorstandsposten innehatte. Daß er auch von Tokugawa Iesato, dem Adoptivsohn des letzten Shoguns, empfangen wurde, erhöhte nur seine Popularität.

Spinner war in ein Land gekommen, das sich schnell zu einem modernen Staat nach westlichen Vorbildern wandelte und mit der Übernahme westlicher Lebensformen experimentierte. Da viele Japaner die Überlegenheit des Westens im Christentum begründet sahen, wurde seit Beginn der Meiji-Zeit – vergleiche Meiroku zasshi – über die Einführung des Christentums als Staatsreligion diskutiert, was Spinner sehr entgegenkam. Sein Wirken wurde von behördlicher Seite – Itō – positiv bewertet, und in der Presse wurde offen über Religionsfragen diskutiert.

Spinners Arbeitspensum war ungeheuer. Er gründete und betreute die deutschen evangelischen Ge-

meinden in Tokyo und Yokohama mit regelmäßigen Gottesdiensten, gab Religionsunterricht für deutsche Kinder und japanische Studenten, unterrichtete an der Schule der deutschen Gesellschaft – Doitsu Kyôkai Gakkô – Geschichte und Englisch, hielt Taufunterricht, Vorträge über religiöse Themen im Hause des Reichsgerichtsrates Miyoshi Taizô und – als Junggeselle – allmonatlich einmalige Vorträge über die „Frauen der Welt“ auf Veranlassung der Frauenzeitschrift Jogaku zasshi. Daneben widmete er sich dem von ihm inaugurierten Gesprächskreis junger japanischer Christen „Sol oriens“ und seinem Lieblingsprojekt: Gründung einer Evangelischen Theologischen Akademie zur Ausbildung japanischer Pfarrer. Öfters predigte er auch in von Japanern gegründeten Gemeinden, wie der Banchô-Gemeinde, hielt Kontakte zu amerikanischen und englischen Missionen und war publizistisch aktiv. Gesellschaftliche Verpflichtungen raubten ihm viel Zeit, denn er mußte die großen Entfernungen in Tokyo zu Fuß oder per jinrikisha zurücklegen und fand daher wenig Muße, um japanischen Sprachunterricht zu nehmen oder sich mit Kunst und Kultur seines Gastlandes zu beschäftigen.

Wie ein roter Faden zieht sich durch den größten Teil des Tagebuches die Auseinandersetzung mit dem zweiten Japanmissionar des AEPM, Otto Schmiedel, der 1887 nach Tokyo kam, um Spinner zu entlasten. Ob Spinner um dessen Entsendung gebeten hatte, bleibt offen. Beide waren höchst gegensätzliche Charaktere. Schmiedel war ein Mann, der getreu dem Lutherwort „wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang ...“ das Wohlleben schätzte, sich gern in Gesellschaften aufhielt und selbst welche gab, und laut dem weisungsbefugten Missionssuperintendenten Spinner seinen Pflichten nicht nachkam. Jung verheiratet führte er ein offenes Haus und beherbergte japanische Christen beiderlei Geschlechts, was Spinner als Sittenlosigkeit brandmarkte. Frau Schmiedel, lebensfroh wie ihr Mann, war zeitweise Leiterin der missionseigenen Klöppelschule und gebar ihm in Japan drei Kinder. Vermutlich hatten Schmiedels dadurch mehr Kontakte zu japanischen Familien als der Junggeselle Spinner, was zu Rivalitäten führte, die in Tokyo nicht verborgen blieben. Ständige Reibereien führten schließlich dazu, daß Spinner einen Ruf nach Weimar annahm, um dort eventuell die Nachfolge des Geheimen Weimarschen Kirchenrats Hesse anzutreten.

Tagebücher über seine Reise ins Kansai, wo er in Kobe eine deutsche Gemeinde organisierte, und nach Shanghai runden den ersten Teil ab.

Im zweiten Teil analysiert der Verfasser anhand der Quellen das Wirken Spinners im Spannungsfeld der politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse in Deutschland und Japan; in einer heterogenen deutschen Kolonie in einem Land, in dem die unterschiedlichsten politischen Gruppierungen um Macht und Einfluß rangen, das sich religiös neu orientierte und in dem nahezu alle christlichen Denominationen ihre religiösen Auffassungen durchzusetzen versuchten. Die Zahl deutscher Experten und Wissenschaftler in japanischen Diensten war im Jahr 1887 auf 43 angestiegen, da sich zu Beginn der achtziger Jahre die japanische Regierung für ein modifiziertes Rechtssystem nach deutschem Vorbild entschieden hatte. Zusammen mit den Kaufleuten lebten damals etwa 160 Deutsche in Tokyo und Yokohama, deren Protestanten von Spinner betreut wurden. Neben diesen Gemeinden, der OAG und dem Club Germania in Yokohama war der von Japanern gegründete Verein für Deutsche Wissenschaft – Doitsugaku Kyôkai – ein Mittelpunkt im Leben<sup>7</sup> der „Meiji-Deutschen“.

Der Verfasser beschreibt ausführlich die politische, religiöse und soziale Situation im Arbeitsbereich des Pastors, die anfängliche Skepsis deutscher Behörden bezüglich der Gründung deutscher Gemeinden, die Beziehungen zu den Behörden des Gastlandes, die viel Feingefühl erforderten, und die Rücksichtnahme auf deutsche politische Empfindlichkeiten – Verhältnis Sachsen-Weimar zu Preußen – und christliche Orthodoxie. So stieß z. B. Spinners „Schachzug“, den deutschen Gesandten, einem Preußen aus Stettin, zum Vorsitzenden des Kirchenvorstandes wählen zu lassen, in Weimar auf Unverständnis. Ausführlich widmet sich der Verfasser den inneren Strukturen der Gemeinden und den Bemühungen um einen Kirchenbau – realisiert 1897. Interessant sind die vielen Einzelheiten aus dem Leben der deutschen Kolonie, die einen guten Einblick in den Alltag und das gesellschaftliche Leben geben.

Da das Wirken Spinners in Japan in Weimar positiv bewertet wurde, stellten die dortigen Kirchenbehörden ihm eine Karriere in der Landeskirche in Aussicht, die er ab 1888 vorsichtig betrieb, was ihm der deutsche Gesandte von Holleben und seine Kollegen Schmiedel und Munzinger verübelten. In seiner Zeit erreichte er noch die Errichtung einer Knabenschule, einer Vorläuferin der Deutschen Schule Tokyo.

Bei dem Umfang des Werkes und der Fülle der Anmerkungen waren vereinfachte Darstellungen und Unrichtigkeiten unvermeidlich. Die folgenden kritischen Hinweise seien deshalb erlaubt:

---

7) Irene Hardach-Pinke, „Die Meiji-Deutschen. Historische und soziale Bedingungen der Anfänge deutsch-japanischer Kulturkontakte in Japan“, Saeculum, Bd.38, S.76-98. 1987.

Das Buch beginnt unmittelbar mit dem reich annotierten Tagebuch Spinners. Man wird sofort mit dem Leben des Missionars in einer politischen, sozialen und kulturellen Umwelt konfrontiert, die dem mit japanischen Verhältnissen nicht vertrauten Leser zunächst unverständlich bleibt. Teil II – Mission und Politik – hätte, nach Meinung des Rezensenten, vorangestellt viele Tagebucheinträge verständlicher gemacht, insbesondere was die Gewichtung handelnder Personen angeht. Hoch anzurechnen sind dem Verfasser die mehr oder weniger umfangreichen 1217 Fußnoten, die für das Verständnis der Notizen Spinners unabdingbar sind, vor allem wenn es sich um die Erklärung der etwa 500 Eigennamen und die Übersetzung und Erläuterung japanischer Wörter und Begriffe handelt. Für viele Anmerkungen hat der Verfasser den Briefwechsel Spinners oder Aufzeichnungen von Zeitgenossen – Schmiedel, Michaelis u. a. – herangezogen und dadurch die knappen Eintragungen lebendig werden lassen; zu rechten, ob in Einzelfällen die Ausführlichkeit nötig gewesen wäre, halte ich für müßig. Schlichtweg überflüssig ist jedoch die Annotierung geläufiger Fremdwörter, auch wenn sie nicht mehr zum deutschen Standardvokabular gehören. Teil III enthält Biographische Notizen, Namenslisten der Mitglieder der von Spinner pastorisierten deutschen und japanischen Gemeinden, ein Verzeichnis der Mitarbeiter im AEPM, ein Literaturverzeichnis und zwei Namensregister.<sup>8</sup>

Trotz der vorstehenden Monita ist es ein gutes Buch, ein wertvoller Beitrag nicht nur zur Missionsgeschichte in Japan, sondern zur modernen Geschichte Japans überhaupt. Es ist dem Verfasser zu danken, daß er Spinner dem Dunkel der Geschichte entrissen und ihm einen angemessenen Platz unter den „Meiji-Deutschen“ zugewiesen hat, die an der Entwicklung Japans zu einem modernen Staat beteiligt waren. Es sollte als Ergänzung zu dem benannten Buch von Bert Becker herangezogen werden, da es die Verhältnisse aus der Sicht eines Theologen beschreibt, der die frühe Entwicklung der Mission in Japan mitbestimmt hat.



## Begegnungen einer deutschen Kunstliebhaberin mit zwei fernöstlichen Malern im September 1936 in Tientsin

Elisabeth Framhein

Im zweiten Halbjahr 1936 besuchte Frau Elisabeth Framhein ihren Sohn Max in Tientsin, der dort in leitender Stellung bei der Firma Carlowitz tätig war. Er hatte tagsüber sehr viel zu tun, sogar am Sonntag, den 13. September 1936. Daher ging seine Mutter gern ihren künstlerischen Interessen nach und schildert uns in ihren Tagebuchaufzeichnungen vom 13. und 15. September 1936 ihre Begegnungen mit zwei Kunstmalern aus der Stadt.

Max Framhein bewohnte damals ein komfortables Haus in der Russischen Konzession und beide Begegnungen fanden in seinem Haus statt. Nach einem Besuch im Kontor folgt die verdiente Erholung daheim. Das ist nun der Zeitpunkt, Elisabeth Framhein in den drei nachfolgenden Berichten persönlich zu Wort kommen zu lassen.

Helmut Christian Framhein

Sonntag, 13. September 1936

Nun geht es zum Schwimmen. Auf dem Rückweg nochmals ins Office, um die Mittagspost durchzusehen. Es folgt das köstliche Dinner. Allsonntäglich haben wir ein Huhn im Topf, Huhn und Reis mit wohl 12 schönen chinesischen Beigaben, reizend angerichtet. Dann bekomme ich Besuch von einem russischen Maler, von dem ich gern die Adresse eines chinesischen Künstlers erfahren will; von einem solchen möchte ich mir zeigen lassen, wie er chinesische Tusche verreibt, welche Sorte er benutzt, welche Pinsel, wie viel Wasser; wie er Striche zieht, schreibt, und wie er Flächen anlegt. – Max wundert sich. Bisher waren alle meine Nachfragen vergeblich geblieben, es scheint überhaupt keine Fühlung zu bestehen zwischen Europäern und der großen Zahl von chinesischen Künstlern. Daß es deren

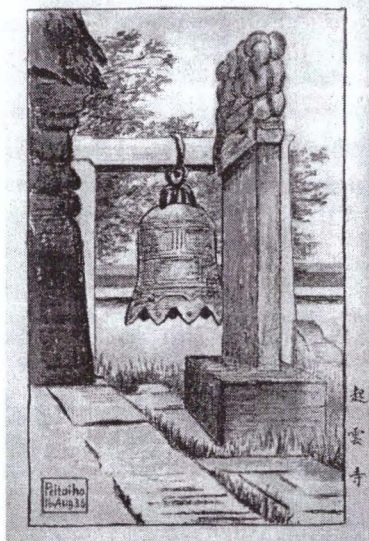
---

<sup>8</sup>) Im einzelnen sind in der Arbeit eine Reihe von Korrekturen angemerkt, die Interessenten beim Autor erfragen können. Das gleiche gilt für die angeführte Bibliographie.

viele gibt, ging doch aus der letztjährigen in Europa kursierenden Wanderausstellung herrlicher chinesischer Aquarelle hervor. Auch der Russe wußte niemanden, vielmehr unterrichtete er Chinesen in europäischer Kunst, was ich innerlich bedauerte. Nun am Sonntag erschien er, um mir zu sagen, daß er morgen jemanden schicken werde, der aber nicht Englisch verstünde. Grundsätzlich sprächen die Künstler nur Chinesisch. Zum Erlernen der chinesischen Art des Malens, so sagte er, brauche man aber nicht Stunden, Tage oder Monate, sondern viele Jahre. Die Voraussetzungen in der Auffassung sind so völlig andere. Das Bild nur als solches wäre nichts Vollständiges, es soll stets einen Begriff, einen philosophischen Gedanken oder die Idee eines Verses verkörpern, etwas besonders Beziehungsreiches sein, in viel tieferem Sinne noch, als es bei unseren Malern der Romantik der Fall war. Mein Wunsch geht ja aber nicht weiter, als einmal den flüchtigsten Begriff der Technik, der Zartheit des Hinsetzens zu gewinnen. Der Russe trinkt zum Dank für seine erfolgreichen Bemühungen eine Tasse Kaffee. Dann geht es noch einmal in den Country Club, wo Max mit einem Trainer eine halbe Stunde Tennis spielt. Es ist aber nach der allzu starken Arbeitswoche zu anstrengend und keine Erholung, auch ist es schon fast dunkel. Im Dunkeln trinken wir noch einen „tomato-juice“ mit Herrn Teuerkauf aus Bremen, dem Manager von Melchers, und seiner jungen Frau.

Dienstag, 15. September.

Zur verabredeten Zeit erscheint kurz nach 10 Uhr ein sehr fein und sympathisch aussehender Maler, entrollt auf Seide gezogene „scrolls“, Tuschzeichnungen und Malereien und beginnt seinen Unterricht, indem er die hübschen Pinsel ausbreitet, seine Tusche auf einem schwarzen leicht ausgehöhlten und zur Schale geformten Stein reibt und sich eine Zigarre anzündet. Er trägt das übliche blaue Gewand und darüber eine schwarze Jacke, deren weite Ärmel mit umgeklappten weißen Aufschlägen mir recht hinderlich für ihn scheinen. Ein großes Stück Reispapier wird von einer Rolle abgerissen und auf den Tisch gebreitet und mit loser Hand und leichtem Strich bei fast senkrechter Pinselhaltung ein geschwungener Birkenstamm hingelegt; ein Akazienstrauch, immer sechs Blätter in Gruppen – so wird betont – und wieder weitere darunter durch unglaublich hurtiges Stricheln. Kräftige Linien zur Markierung des absteigenden Erdbodens, ein Stein zu Füßen des Birkenstammes, die Andeutung einer Mauer und einer Strohdachlinie und dann, in drei verschiedenen Stärken hingesezt, das Laub der Birken oben rechts im Bilde. Mit ganz spitzem Pinsel und zartesten Strichen wird links eine Mädchengestalt hingezaubert, die, ihr Gewand raffend, sich in ein Tor der Mauer zurückzieht, und mit kühnen Tupfern streut der Maler dann herabsinkende Blätter über den Grund. Ein dicker weicher Pinsel wischt noch mit sehr wässriger Tusche ein paar mildernde Flächen über zu harte Stellen der Zeichnung. Wo man eine Andeutung von Himmel oder Wolken erwarten sollte, im oberen linken



Glocke in Peitaiho

Viertel, bleibt alles leer, hierher setzt der Künstler senkrecht untereinander die Charaktere, welche den Sinn des Bildes zusammenfassen: Eine Frage an den Herbst? Auch äußerlich betrachtet, vervollständigt diese Inschrift die durchdachte Komposition. Der Maler spricht nicht Englisch und auf seinen freundlichen Vorschlag, die Schwierigkeit durch japanische Unterhaltung zu lösen, die er gut beherrscht, kann ich ja leider auch nicht eingehen. So bleibt es bei den englischen Brocken, mit denen der dolmetschende boy meine Fragen beantwortet. Ohne Erklärung ist aber zu verstehen, daß der Maler nun seinen Namenszug unter das Bild setzt: Er zieht einen reizenden kleinen Kasten hervor, der zweifächerig einen gelben Speckstein-Stempel und etwas rote feste Maße enthält. Der Stein wird erst in die Maße und dann unter die Reihe von chinesischen Charakteren gedrückt, quadratisch wie ein zarter Holzschnitt, und auch dieser einzige Farbpunkt trägt als kleine Finesse zur Wirkung des Bildes bei. Der Chinese strahlt, indem er seine Zeichnung stempelt, als wenn es ein stolzer Teil seines Ichs wäre.

Nun bedeutet er mir, mein Heil zu versuchen, aber es ist schwer, das Reispapier saugt auf wie Löschbogen. Man muß sehr leicht darüber hinhuschen, damit die Striche nicht hart, sondern locker wie Kohlestriche aussehen.

Schön ist die Farbe des extra für Malzwecke hergestellten Tuschestücks, das, namentlich wenn es recht alt ist, auf dem Reispapier samtene braunschwarze Tiefen bewirkt. Die Tusche zieht vollkom-

men durch auf die Rückseite, ist aber so echt, daß der Bogen später das nasse Aufziehen auf Seide verträgt, ohne im geringsten auszulaufen. Als Gegenstand dient mir die kleine Skizze von der Tempelglocke in Peitaiho, aber der Maler schüttelt den Kopf und sagt dem boy, dies sei nicht geeignet zum Malen. Er sieht offenbar nichts Symbolisches darin, was für seine Begriffe unerlässlich ist.

Gerade als der Maler zum Chow fortgehen will und ich ihn peinlicherweise bezahlen müßte, erscheint zum Glück Max und macht große Augen, als er seinen Schreibtisch und den nicht kochenden boy erblickt. Der Maler erhält 5 Dollar und schenkt mir noch das schöne Stück Tusche und das fertige Bild. Die Tuschstücke für Malzwecke sind aus Holzkohle hergestellt, nicht wie die Schreibtusche aus Ruß. Sie sind je älter je wertvoller, von umso leichter Lösbarkeit und umso tieferem Schwarz. Dazu kommt in manchen Fällen die Herkunft aus dem Besitz eines Herrschers und die Besonderheit der Inschriften.

Es liegen wohl Welten zwischen der Auffassung unserer Maler und der des Chinesen. Die feinen Fingerbewegungen, die Aufmerksamkeit des Blickes, die ganze versenkte und augenblicksbereite Art, nun mit Präzision und Geistesgegenwart die kurze Chance für die beabsichtigte Wirkung auszunutzen, – wie andächtig, fast fromm, dies geschieht mit dem Respekt vor dem Herkommen der Jahrhunderte alten Tradition. –

Nur um dies alles zu erleben, müßte ein Fremder in China Malstunden nehmen.



**Manfred Durniok**

Kirsten Wenzel

Sie waren alle da, als er im März zu Sankt Mathias unter die Erde kam. Der ehemalige Bürgermeister, der Zeitungsvorstand, der Chef der Senatskanzlei, der chinesische Botschafter, der ehemalige Intendant des ZDF, der Schauspieler Klaus Maria Brandauer, zwei Prinzen von Preußen und sogar Markus Wolf. Sie zählten noch einmal seine Verdienste auf, die lange Liste der Ehrungen: ein Oscar, sieben Bundesfilmpreise, den British Academy Award, den Goldenen Kikito, die Ehrenbürger:schaft von Peking, das Bundesverdienstkreuz.

400 Filme hat Manfred Durniok produziert: Mephisto, Oberst Redl und Hotel Shanghai waren die erfolgreichsten. Dazu mehrere hundert internationale Produktionen, die meisten mit asiatischen Filmgesellschaften, eigene Regiearbeiten und Bücher, schließlich „Der Garten der Vollendung des Mondes“ in Marzahn, besser bekannt als „Chinesischer Garten“. Die Oase aus Bambus und Pagoden neben den Plattenbauten, das war seine Idee. Er reiste so oft zwischen Berlin und Peking hin und her und verhandelte, bis sie Wirklichkeit wurde. Bis die bronzene Tafel mit seinem Namen neben dem Eingangstor hing.

Zum Leichenschmaus servierte man Sushi, Ente süßsauer und Frühlingsrollen. „Wie war er eigentlich jenseits seiner Taten?“, fragte sich die Runde. Was war sein Wesen, an wem hing sein Herz? Sorgfältig gekleidet und von erlesener Höflichkeit, die stets Nähe und Distanz zugleich vermittelte, so erinnert sich der ehemalige ZDF-Intendant. Distanz, ein wichtiges Wort für Manfred Durniok. Und: kein lautes Wort, kein schriller Ton. „Über Privates haben wir nicht gesprochen“, sagt der Vetter, der nächststehende Verwandte, der ihn seit seiner Geburt kannte. In seiner Rede vor der Trauergesellschaft fand der ehemalige ZDF-Intendant eine schöne Umschreibung für die Tatsache, daß eigentlich niemand Manfred Durniok persönlich kannte: „Buddha ähnlich ruhte er in sich selbst, blieb dem schnell Dahineilenden ein Rätsel.“

Er war Jahrgang 1934, hatte keine Familie. Einige unbekannte, schöne Asiatinnen warfen bei der Beerdigung Rosen in sein Grab. Er war ein attraktiver Mann, selbstbewußt, charmant, reizvoll unnahbar. Und er war im Filmgeschäft. Als kleiner Junge hatte er nach einem Luftangriff in einem zerbombten Haus eine Kiste voller Bücher über China gefunden, mit Bildern von einer heilen, harmonischen, fremdartigen Welt. Als er groß und reich und Produzent war, wurde er zum Wegbereiter des asiatischen Films in Europa. In den Hotels von Peking und Hongkong, wo er sich manchmal wochenlang aufhielt, fühlte er sich mehr zu Hause als in Berlin. Zwei Hongkonger Hotelzimmer ließ er sich in seiner Wohnung detailgetreu nachbauen, mit roten Steinlöwen und einem riesigen Weinregal. Er ließ dunklen vietnamesischen Marmor nach Berlin bringen, fuhr mit einer chinesischen Dschunke über die Havel.

Meine Arbeit ist meine Familie, und meine Firma ist mein Kind. Das war so ein Satz, den fand er passend für sich. Den sagte er häufiger.

Aber in der Firma ging es nicht familiär zu. Man war per Sie, bei der Weihnachtsfeier stockte das Gespräch, der Chef fühlte sich unwohl, war im Kreise seiner Mitarbeiter Zentrum und Außenseiter zugleich. Mit dem Satz wollte er eigentlich sagen: Ich habe mich gegen eine Familie entschieden; oder noch einfacher: Ich habe keine. Mein Werk ist mein Ziel, auch eine Art Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit ist besser als Tod. Tod ist kein gutes Thema, nicht für einen, der mit 13 auf einen Schlag Mutter und Vater und irgendwie auch seine Wurzeln verlor. Darüber nachzudenken, hatte er keine Zeit, er mußte schaffen.

Was soll denn mit der Firma mal werden, wenn Sie nicht mehr sind, Herr Durniok? Schreiben Sie bitte ein Testament, drei Zeilen auf einem Schmierpapier genügen. Eine Stiftung wär doch das Beste. – Bei solchen Sätzen hörte er gerne weg, obwohl sie doch ganz in seinem Sinne waren. Mit allem was er tat, mit den Filmen, dem Garten, den Büchern, wollte er sich verewigen. Er ließ seine Assistentin Bücher zum Stiftungsrecht bestellen, aber er las sie nicht. Er schwieg. Die Zeit danach: ein dunkles schwarzes Loch, in das niemand hineinsehen kann.

Der Tod hat Manfred Durniok überrascht. Er starb allein im Krankenhaus: ein plötzlicher Herzinfarkt. „Keine Skandale, keine Affären, keine Kabalen“, sagt der ehemalige Intendant in seiner Trauerrede, Manfred Durniok hat sein Leben perfekt im Griff gehabt. Einige Tage nach der offiziellen Feier steht ein junges Mädchen an seinem Grab – , 15 Jahre alt, mit Turnschuhen und ausgewaschenen Jeans. Sie ist mit ihrer Mutter aus Tokio angereist. Sie hat Manfred Durnioks Haaransatz, seine europäische lange Nase, seinen Mund. Niemand in Berlin, in Deutschland hat von ihr gewußt. Einmal fand Durnioks Assistentin eine Kinderzeichnung in seiner Reisemappe, hegte einen vagen Verdacht, mehr nicht.

Das japanische Mädchen wird alles erben. Die Oscar-Statue auf dem Fernseher, die Berlinale Bären auf dem Couchtisch, die Flugzeugsitze im Vorführraum, die Firma, die Rechte an den rund 400 Filmen, die Durniok selbst produziert hat, plus Lizenzrechte an 500 weiteren Streifen. Das japanische Mädchen liebt Spaghetti. Weil der Vater es immer ins italienische Restaurant eingeladen hat, wenn er in Tokio war, zweimal im Jahr. Er kam nicht zu ihr nach Hause, über das Jahr schickte er Geld. Sie sollte bei ihrer Mutter leben, in vertrauter Umgebung, weit weg vom Trubel des Filmgeschäfts.

In Berlin weinte sie an seinem Grab. Sie schaute sich den chinesischen Garten an und ging mit unbewegtem Gesicht durch seine Wohnung, mehr ein asiatisches Museum auf drei Etagen als ein Zuhause. Sie beschloß, das Vermächtnis des Mannes anzunehmen, der nicht wollte, daß sie ihn Vater nannte. In den Sommerferien will sie beginnen, Deutsch zu lernen.

◆ ◆ ◆ ◆-

### Chronik der Deutschen Schule Tientsin zusammengestellt von Wolfgang Müller im Jahr 2002



Studien, Quellen und Perspektiven  
zum Leben der Deutschen in Ostasien  
Band 5

In dieser „Chronik“ wird in mehr oder weniger groben Zügen – punktuell dann wieder sehr genau – nachgezeichnet, wie sich die Deutsche Schule aus ihren ersten Anfängen und mit der Einweihung des neuen Schulgebäudes am 14. September 1913 bis zur damaligen Auflösung der Schule in den Nachwehen des Zweiten Weltkrieges entwickelt hat. Viele junge Menschen sind durch diese Schule gegangen und haben dort ihre Grundschulung fürs Leben erhalten. Einerlei, ob einer notenmäßig gut oder weniger gut war, er hat Lebenswerte von seinen Lehrern vermittelt bekommen, von denen jeder jetzt – im Rückblick auf das gelebte Leben – sagen kann: „Die damals einverlebten Grundwerte waren der Humus, auf dem die vielfältigen Erfahrungen des zukünftigen Lebens gewachsen sind.“ Vieles, über das man sich früher geärgert hat, ist im nachhinein zerflossen, viele gehegte Hoffnungen sind später zerfallen. Was geblieben ist, das ist die Erkenntnis, dass man bereits in der Schule erlebt, wie ein Projekt begonnen wird, dessen Ende vorerst nicht absehbar ist und dass ein wesentlicher Teil der Schulung darin besteht, Lernen zu lernen.

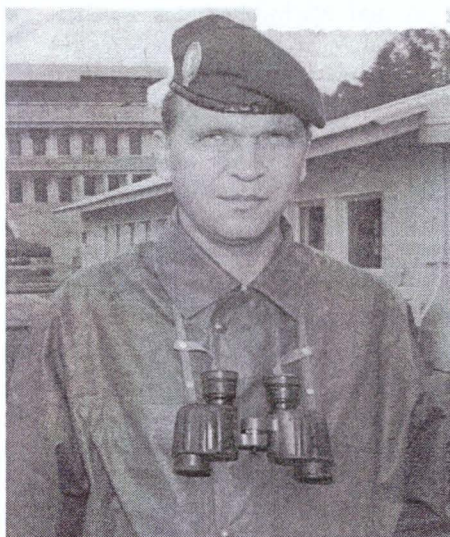
Vor 51 Jahren, am 27. Juli 1953, wurde der Waffenstillstand im Koreakrieg unterschrieben. Seit 51 Jahren überwachten rund 800 Soldaten der ersten Schweizer Militärmission die Waffenruhe an einer heißen Grenze der Welt, die neuerdings laufend heißer wird. Es ist bedeutsam, daß ein auch deutschsprachiges Land wie die Schweiz sich in solchen heiklen Regionen engagiert. Das zeigt der Besuch der Schweizerischen Außenministerin Micheline Calmy-Rey in Panmunjom. Sie schafft Glaubwürdigkeit und Vertrauen.



Grenze bei Panmunjom mit Blick von Nord- nach Südkorea



Während der Nacht ist in Korea, dem „Land der Morgenstille“, die Hölle los. Zumindest in Panmunjom, dem Ort, wo die Demarkationslinie zwischen Nord- und Südkorea nur durch Mäuerchen oder Pfosten bezeichnet ist. Sonst ist die in etwa dem 38. Breitengrad entlang verlaufende entmilitarisierten Zone durch Wachtürme, Stacheldrahtverhaue und Minenfelder hermetisch abgeriegelt. Ist es dunkel, beschallen sich in Panmunjom Nord und Süd mit Propagandamusik und Parolen. „Wenn man hier neu ist, kann einem der Lärm schon den Schlaf rauben“, sagt Christian Studer.



Christian Studer

Christian Studer, 43, Stabschef und Stellvertreter des Generals; diverse Auslandseinsätze, im Balkan, Georgien, Libanon. Im Hintergrund Nordkorea.

„Aber mit der Zeit nimmt man ihn nicht mehr wahr.“ Oberst Studer ist stellvertretender Chef der Schweizer Delegation der „Neutral Nations Supervisory Commission in Korea“ – NNSC. 1951, kurz nach Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen, baten die USA die Schweiz und Schweden, Militärbeobachter in die Kommission Neutraler Staaten zur Überwachung des Waffenstillstandsabkommens zu entsenden. Vor 51 Jahren, am 27. Juli 1953, wurde der Waffenstillstand unterzeichnet, den die NNSC seither überwacht.

Panmunjom ist der Brennpunkt an einer der wohl heißesten Grenze der Welt. Zum heutigen Zeitpunkt leisten noch fünf Schweizer und vier Schweden auf der Südseite ihren Dienst. Hier sind die Spannungen zwischen Süd- und Nordkorea offensichtlich: Auf beiden Seiten der Trennlinie zeichnen eine endlose Zahl von Kameras jede Bewegung des Kontrahenten auf. Beim geringsten Anlaß stellen sich südkoreanischen Soldaten in Richtung Norden

auf und verharren stundenlang in einer Abwehrstellung der koreanischen Kampfsportart Taekwondo. An diesem trüben Monsunregentag hält die NNSC in einer der UNO blauen Baracken, durch die die Demarkationslinie führt, ihre wöchentliche, offizielle Sitzung ab. „Ursprünglich“, so Studer, „gehörten der NNSC auch die Tschechoslowakei und Polen an.“ Doch nach Ende des Kalten Kriegs Anfang der 90er Jahre und den politischen Umwälzungen in Osteuropa entzog Pjöngjang der NNSC die Anerkennung und wies die Polen und Tschechoslowaken aus, die auf der nordkoreanischen Seite der Waffenstillstandslinie stationiert waren. „Und wir dürfen die Grenze auch nicht überqueren“, sagt Studer. Umso unerhörter ist, was nun passiert: Vier nordkoreanische Offiziere kommen über das Grenzmäuerchen marschieren, steuern einen Sarg an, inspizieren ihn mißtrauisch. «Sie wollen sicher sein, daß wirklich ein ertrunkener, mit dem Fluß in den Süden geschwemmter nordkoreanischer Soldat, im Sarg liegt.» Die nordkoreanische Delegation ist vom Resultat der Inspektion befriedigt, der Sarg wird mit militärischen Ehren über die Grenze nordwärts gehievt. „Solche Aktionen sind enorm aufwändig und heikel“, so Studer. „Erst wenn Soldaten auf der Nordseite aufmarschieren, wissen wir, daß es klappt.“



Micheline Calmy-Rey beim Überschreiten der Grenze nach Nordkorea.

Kürzlich – am 20. Mai 2003 – überschritt Micheline Calmy-Rey die heiße Grenze, um zu bekräftigen, daß die guten Dienste der Schweiz solange aufrecht erhalten bleiben, bis das Waffenstillstandsabkommen durch einen Friedensvertrag ersetzt worden ist.



### **Das große Geschäftsessen des Compradors vom 8. Juni 1936 mit Elisabeth Framhein, Frau Kleye, Max Framhein und wem sonst noch?**

Elisabeth Framhein

Um 7 Uhr hole ich Max im Office ab. Wir sind im chinesischen Restaurant „Teng Ying Lou“, 4<sup>th</sup> Road, French Concession, von Mr. K. T. Wong, seit 50 Jahren Compradore bei Carlowitz, zu einem chinesischen Essen eingeladen: 5 Chinesen und 7 Deutsche. Ein besonderes Erlebnis ist schon das Restaurant in ganz chinesischer Umgebung, man drängt sich durch Straßengewimmel hinein; kaum können unsere Wagen zum Aussteigen halten. Das Gebäude erstreckt sich mit kleinen Innenhöfen, Galerien, Treppen, Papierfenstern weit ins Innere des Häuserblocks. Gänge mit aufgestauten Körben, schön geformten Gefäßen, grünen Pflanzen; kleine Räume, in denen gekocht und zubereitet wird, sind bevölkert mit unzähligen eifrig tätigen Chinesen. Wir steigen eine schmale Treppe hinauf zu einem niedrigen quadratischen Raum. Wände und Decken sind weiß lackiert, die Decke bunt bemalt, zur Seite hängen schmale entrollte chinesische Malereien, eine neben der anderen, zart-farbige Landschaften. Die beiden großen, die ganze Höhe nutzenden Fenster zur belebten Straße sind weit geöffnet – und herrlich – mein Platz an dem runden,

für 12 Personen weiß gedeckten Tische ist gerade vor dem einen und läßt etwas Kühlung atmen. Zuvor aber setzt man sich ein wenig an den Nebentisch und knabbert winzige Nüsse, kaum größer als Melonenkerne, zu dünnem Tee. Nun beginnt das Essen mit klar-gekochten Schwalbennestern in Bouillon, wunderbar von Geschmack. Auf jedem Platz liegen die Elfenbeinstäbchen – chopsticks –, mit denen man sich die Bissen heranbalanciert. Man hat eine kleine silberne Schüssel als Teller – auch porzellanene werden bisweilen hingeschoben –, Silbernapfe in gebogener Linie gefüllt mit kandierten Wallnüssen und Rosinen und entzückende silberne Schälchen, deren oberen Rand man mit zwei Fingern faßt, um den heißen Reiswein zu trinken, der wie Sherry schmeckt und sehr bald eine laute und ausgelassene Stimmung auslöst. Allgemein wird durch ein „Fingerspiel“ ausgegambelt, wer sein Gefäß ganz austrinken muß, und das erfordert bald ein zu reichliches Nachschenken. Die Zahl der immer neu das Rund des Tisches füllenden kostbaren Speisen ist gar nicht aufzuzählen, sie sind in herrlichem Porzellan angerichtet, in Schüsseln mit henkellosen Deckeln, die nur einen erhöhten Rand zur Mitte haben wie die bekannten Teetassen. Man kann sich nicht satt sehen an Farben und Mustern. Es muß ein altes vornehmes Lokal mit entsprechender Ausstattung und Küche sein.

Ein großer Fisch wird aufgetragen mit silberglänzenden harten Schuppen, dann Haifischflossen, sehr delikate, aber besonders schwer zu balancieren, dazu ein feines Gebäck, von dem man die gebackene Haut abzieht – chinesisches Brot. Weiße Spargel und ein ihnen ähnliches Gemüse in lichtgrün, frische Pilze, Hühnerlebern mit Bambussprossen, Bouillionsuppe mit einem hauchartigen Eierstich, süßes Mandelgelee, kandierte Nüsse, Aprikosenkerncreme, dazu zahllose Schalen mit gewürzten Leckerbissen, Nußarten und Schnitzeln zum Nebenhernaschen. Dazwischen raffinierte Suppen von Fischen und Algen, die man mit dem langen silbernen Löffel von der Mitte des Tisches her schöpft. Über etwaige Bedenken hebt der Reiswein hinweg. Wenn man von allem einmal nippt, so ist es schon viel zu viel, und doch wird nun die geröstete Peking-Ente hereingetragen, der Höhepunkt des Mahls. Sie ist in Bezug auf ihre Zartheit wohl konkurrenzlos auf Erden. Man legt sich einen hellen heißen Pfannkuchen auf die linke Hand, bestreicht ihn mit den in scharf gewürzte Sauce getauchten chopsticks, belegt ihn mit Entenbrocken, mit grünlichen



*bei dem bampradare Wong (neben mir) in einem chinesis. Restaurant „Feng Ying han“ 8. Juni*

links vom Gastgeber Frau Kleye und rechts von ihm die Autorin, hinter ihr der Kellner

Zwiebelstangen und anderem Gemüse, wickelt das Ganze eng zusammen und verzehrt es wie ein Butterbrot. Man zeigt mir diese Methode mit Sorgfalt, denn das Auftreten dieses Gerichts, an dem die Blicke gespannt und bewundernd hängen, ist der große Moment des Mahls, besonders, als noch der zerlegte Kopf der Ente auf einer Extraschüssel erscheint. Dies ist vielleicht eher etwas für Kenner. Ein einfacher Seemann soll kürzlich hierzu geäußert haben: „Das ist wohl das backbordsche Auge von die Ente?“ - Nun kommen Früchte auf den Tisch, auserlesen, Erdbeeren, Kirschen in Fülle, chinesisches Gebäck und noch eine andere Form von Schwalbennestern. Das feierliche und traditionelle Dessert bildet körniger Reis; jeder erhält einen vollen Napf, man seufzt und füllt von einer köstlich starken Bouillon dazu. Zum Schluß erscheint ein Fotograf, die Szene für mich aufzunehmen. Nachdem ein Heer von Hilfskräften das Blitzlicht arrangiert hat, erschrickt es uns einmal zu Tode, um dann die Räume mit nicht enden wollendem Dampf zu erfüllen.

Der Gastgeber, 70-jährig, ist in wunderbare Seide gekleidet, wie auch die vier geladenen Chinesen – ebenfalls in höheren Stellungen im Office tätig. Er hat eine so vornehme Art, die Honneurs zu machen, daß man sich wirklich geehrt fühlt. Wie viel Klugheit, Kultur, besondere Intelligenz und Freundlichkeit ist in diesen Gesichtern, und alle so verschiedene Typen. Das Lächeln entspringt einer oft kindlichen Fröhlichkeit, es ist nicht die anerzogene Maske der Japaner. Der einzigen Dame außer mir, Frau Kleye, wird schlecht. Ich muß sie durch mystische Gänge in hintere Gefilde geleiten und warte in einem kleinen Hinterhof voll Galerien und Pflanzen unter dem klaren Sternenhimmel als Dach. Kaum drei Stunden dauerte wohl das Festmahl, dann wird noch mit den Autos bei Kiessling gehalten, und auf dem Dachgarten ist Eiskaffee ein Labsal nach den scharfen Gerichten und der Hitze.<sup>9</sup>



### **Impressionen über den Russischen Park in Tientsin und über die Fahrt mit der Fähre über den Peiho von der ehemaligen russischen Konzession an das andere Ufer.**

Elisabeth Framhein

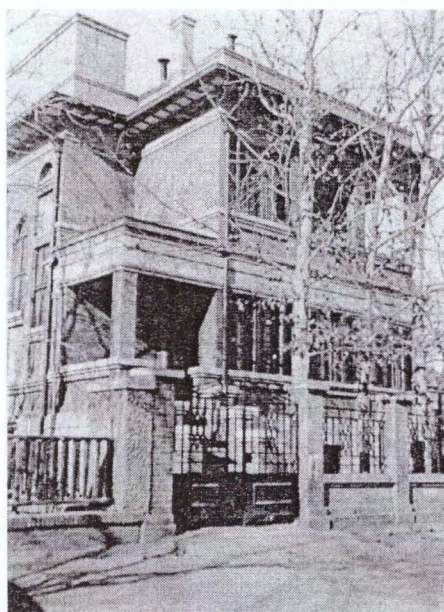
Was ich hier am meisten liebe, das sind der russische Park und die Fähre. Tientsin mag wenig erfreulich sein durch die klimatischen Verhältnisse und durch seinen Mangel an Naturschönheiten; es mag jeder persönlichen Note entbehren, halb chinesisch, halb das Gemisch vieler fremdländischer Konzessionen und zahlreicher Völkerrassen sein: dennoch muß man ein Loblied anstimmen zum Preise des sogenannten russischen Parks in der ex-russischen Niederlassung und des bunten Lebens auf dem vorüberfließenden Strom. Rührend sind die Bemühungen, diese karge Erde überhaupt zu einem Park zu gestalten; man stellt die Blumen in Töpfen auf das große kreisrunde steil sich erhebende Beet, und man setzt aus herbeigeschafften Grassoden künstlich Rasenplätze zusammen. Aber der Park wird durch seine Besucher zu einer Schaubühne; alles, was von der Fähre kommend seinen Schatten durchquert, spürt einen Hauch von Schönheit und Sommer. Man sieht die Freude in den Gesichtern über das Vogelgezwitscher auf den hohen Akazien, über die blühenden Oleander, die Birken und die dürftigen den Weg säumenden Stauden. Über dem Kanal schwingen sich chinesische Brücken, und am Rande des mit Lotusblumen überwachsenen Teiches bietet ein kleines buntes Teehaus, abends strahlend erleuchtet, russische Spezialgerichte an. Wohl hundert schön geformte Kübel sind in steifem Quadrat im Birkenschatten aufgestellt, jeder auf einem Sockel aus durchbrochen versetzten Mauersteinen. Die Kübel sind mit Wasser gefüllt, von gewölbten Drahtnetzen überspannt und enthalten unendliche Spielarten von Gold- und Schleierfischen. Tief andächtig werden sie von den Chinesen betrachtet, bei denen sie offenbar ein Gefühl auslösen wie bei uns ein Vogel oder eine Rose. Kleine Kinder werden emporgehoben, völlig nackt, mit steil hochstehenden buntbewickelten Zöpfen.

Feierlich tragen alte Männer ihr Vogelbauer spazieren oder haben den Vogel an eine kleine Stange gebunden. Die Frauen humpeln auf ihren gebundenen „Lilien“ Füßen mühsam nebenher. Auf den Bänken hingestreckt liegen zerlumpfte und betrunkene Russen, sie fahren nur auf, um zu betteln. Andere sitzen in ein Buch versunken, ihr eigenes Lebensschicksal würde sicher Stoff zu einem Roman bieten. Oft mag es zu schwer gewesen und ihren Geist bis zu einem gewissen Grade verwirrt haben; ihre vielfach aristokratischen granddurchfurchten Gesichter wirken unheimlich. Noch andere sind lebenssprühend, voll Energie, geblieben; sie kommen schnellen Schrittes von der Arbeit und haben das Leben im fremden Land mit

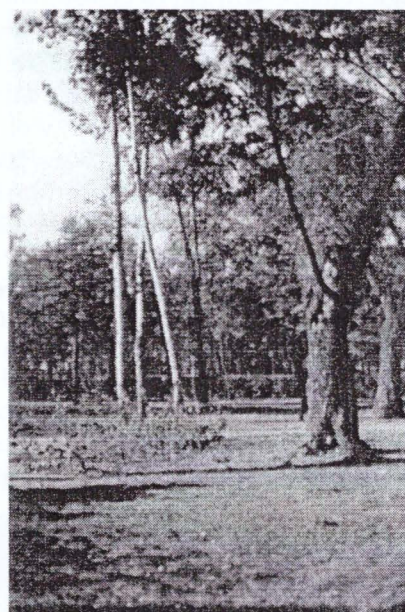
---

<sup>9)</sup> Erkennt einer der Leser die anwesenden Personen?

aller Kraft in die Hand genommen. Gegen Mittag bringt die Fähre Scharen europäischer Kaufleute, die müde und heiß zur kurzen Mittagspause eilen, Engländerinnen, dünn und sehnig, das Racket in der Hand; chinesische Schülerinnen mit Büchern in Rollenform unter dem Arm und alle in Kleidern von gleichem Stil und einheitlichem Ton des Blaus und mit gleichem Schnitt der schwarzen Haare. Eine Schar Pfadfinder, vierschrittige kleine Chinesenjungen, machen im Park Wettläufe unter Leitung von zwei Lehrern, Lehrer und Schüler tragen mandelgrüne Anzüge mit dreieckigen weinroten Tüchern. - Junge Chinesinnen kommen des Wegs, so schmal und zierlich, in ihren engen geschlitzten Gewändern mit steifen hohem Celluloidquader, die Lippen und die Nägel an Händen und Füßen feuerrot gefärbt. Chinesische Studenten oder Gelehrte haben entlegene Plätze aufgesucht und sind, sich fächernd, in die Lektüre



Haus von Max Framhein am russ. Park



Blick in den Russischer Park

von Büchern und Schriften versunken. Die Kleidung von Männern und Frauen ist blau in allen Schattierungen, vom lebhaften Delfter Blau der Jugend bis zu dem immer grauer getönten des Alters. Japanerinnen sieht man in Kimonos und Obis, Koreaner in weißer Kleidung mit Fliegendraht-Zylindern, hochgewachsene Inder mit dunklem Bart und brennenden Augen, im gegürteten Sarong, einen bunten Turban um die Stirn geschlungen. Russische Popen, lange Bärte, langes Haar, ein Kreuz auf der Brust. Ihre grauen Gewänder schleppen und wirbeln in grauenhafter Weise den Staub hoch. Oft treffe ich drei tibetani-sche Mönche, sie tragen schlichte lange schwarze Kutten und Rosenkränze; die Gesichter, klug und vergeistigt im Ausdruck, sind ebenso wie die Schädel erschreckend, geradezu unnatürlich schmal; sie sollen ihnen durch besondere Maßnahmen als Kinder so geformt worden sein. Zu Zeiten auch liegt der Park ganz still, von einzelnen Gestalten umso eindrucksvoller dekoriert. Kulis sprengen, und hin und wider setzen sie, offenbar typhusgefeit, den Schlauch an den Mund.

Der chinesische Schutzmann am Eingang grinst mir fröhlich zu, und gespannt, wer mir heute begegnen wird, schlendere ich jeden Morgen durch den Park zum Fluß. Es ist dies der kürzeste Weg zur Stadt, man kann sie mit dem Auto nur über die weiter oben gelegene Brücke erreichen. Auch Max läßt mittags meist seinen Wagen am anderen Ufer stehen und benutzt den Wasserweg für die letzte Strecke. Die Fähre ist nun in Wirklichkeit ein so eigentümlicher Kahn, wie man sich etwa den des Charon vorstellt. Vielleicht auch kommt einem dieser Gedanke, weil es stets ein Wunder scheint, wenn man das jenseitige Ufer lebendig erreicht. Der Fluß ist breit, und da starke Strömungen sowie Hindernisse und Differenzen zwischen den Fährleuten überwunden werden müssen, so dauert das Übersetzen eine ganze Weile. Auch die Bretter, welche den Landungssteg darstellen, sind täglich schräger abwärts. Meine bunten Fahrtgenossen aus dem Park helfen mir emporklimmen. Der russische Pope und die junge Frau des deutschen Pfarrers sind schon ausgerutscht und gestürzt. Phantastisch verkommen die Gestalten der Fährleute, die das Boot mit langen Stangen abstoßen, es dann hinüberwickeln und sich in ihrem Meinungs-austausch, ob vor oder hinter den hier wendenden Dampfern zu fahren sei, auf Leben und Tod erregen. Das Wasser des dunkelgelb-braunen Stromes ist dort, wo die Dampferschrauben es aufwirbeln, von grauererregender Farbe, aber doch sah ich, wie ein alter Chinese eine rissige zackige Konservenbüchse an das Ende einer langen Stange band, sie in das Wasser tauchte und sie dann mit elegantem Schwung zu wollüstigem

Trunk an den Mund führte. Und wir lassen uns gegen Typhus impfen. Aber der Durst! Auch die Fährleute tun bei jeder Landung einen langen Schluck aus ihren Teetöpfen, welche die beiden Landungsstege naiv dekorieren.

Man möchte das Bild in zwei Farben festhalten, braun und blau, umbra- bis siennafarben erscheint der Heiho in der Sonne, und wo sich der Himmel in den Lichtern der bewegten Wellen spiegelt, blitzen hellblaue Flecke. Braun auch die zerlumpten Segel der Dschunken. - Ein Floß naht uns, wie ein schwimmender Grashügel anzuschauen, so hoch ist das Heu gehäuft. Die blauen Gestalten der Chinesen wricken es in regelmäßigem Takt hin und her. Kulis ziehen auf dem uralten Treidelwege einen schweren Kahn am Ufer flußaufwärts, gebückt und unter dumpfem Rufen. Hoffentlich werden wir heute keiner von den 43 Leichen begegnen, welche zurzeit im Fluß Hai Ho treiben sollen, mit der Flut hinauf, mit der Ebbe hinunter, meist zwei zusammengebunden, Hingerichtete eines Dorfes an einem Nebenfluß des Peiho, wie im oberen Lauf sein veränderter Name lautet.

Ehe wir das Ufer erreichen, fahren die dort stationierten Rikscha-Kulis aus ihrem Schlummer empor, überschreien einander, suchen ihre Schnelligkeit durch Gebärden anzupreisen, stoßen und drängen. Nur „meiner“ hat es nicht nötig, sich an dem wilden Bewerb zu beteiligen, sein breites Gesicht mit den schrägen Augen lächelt unter dem riesigen Strohhutdach. Er hat auf mich gewartet und deutet durch einen kleinen Ruck der Deichsel an, daß er mich gesehen hat. Während ich mich an dem glitschigen Steg hinaufarbeite, fährt er seine Rikscha mit elegantem Schwung vor, streicht die weißen Kissen glatt und entstaubt sie mit einem merkwürdigen Puschel. „Car-lo-witze“? fragt er mühsam, und unter empörtem Protest der übrigen Kulis tragt er mit mir davon. Kann er meine Wünsche nicht begreifen, - denn nicht immer will ich zu „Car-lo-witze“, so hält er an einem Laden, wo man Englisch versteht und es ihm ins Chinesische übersetzt. Aber das Resultat ist Glückssache und oft landen wir an einem völlig unbeabsichtigten weit entlegenen Punkt, ohne daß ihn meine Rufe zu stoppen vermochten. Dann wischt er sich mit einem schwärzlichen Lappen den Schweiß von seinem braunen, ach so mageren Körper, und läuft geduldig in eine andere Richtung.

Einmal kehrte ich mit Max im Vollmondschein über den Hai Ho zurück, ganz still der dunkle Fluß, verschwommen im Abendnebel die Uferlinien, gedämpft die Lichter. Die zwei Fährboote, jedes mit einem Öllämpchen, begegneten sich von hüben und drüben, gefüllt mit buntem Völkergemisch, wie losgelöst von Zeit und Raum.



## Begegnungen

### Österreich - Deutschland - China - Kalifornien Eine Begegnung mit Christl Hickman geb. Skoff

Renate Bökenkamp

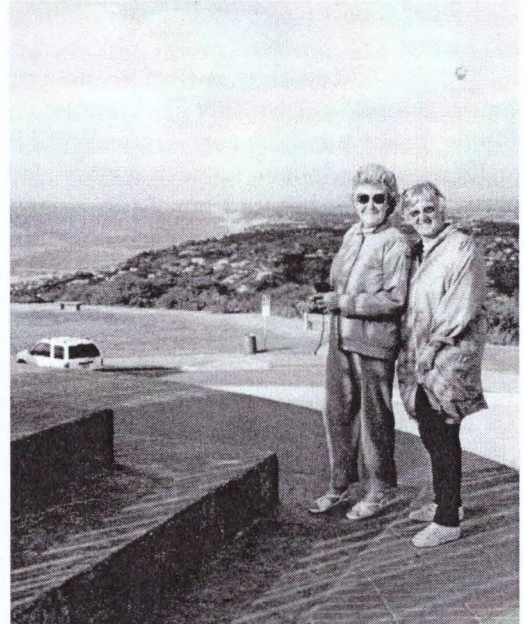
Die kalifornische Sonne war an diesem November-Tag wieder am Firmament zu sehen. Tags zuvor verdüsterte eine gelbe Dunstschicht den Himmel über San Diego. Wind hatte die Asche der verbrannten Wälder nördlich der Hafenstadt aufgewirbelt und diese in dicken Schwaden den Menschen auf die Häuser und in die Bronchien gelegt. Kalifornischer Alltag. Und in den plätzen wir zwei Deutschen aus dem Schwarzwald.

Wir hatten uns in Tianjin kennen gelernt, Christl Hickman gehörte zusammen mit ihrer Zwillingsschwester Eva Bodenstein geb. Skoff aus Wien zu der Gruppe der ehemaligen ausländischen Bewohner und deren Angehörigen, die auf Einladung der Stadt und der Schriftstellerin Hang Ying dort zusammen kamen. Groß war unser Erstaunen, daß Christl Hickman ausgerechnet in der Stadt wohnte, in der auch ein Cousin von uns lebte. Also war das Zusammenkommen gewissermaßen vorprogrammiert.

Christl Hickman bewohnt im Stadtteil Clairmont ein hübsches Haus. Von der Terrasse hat man einen traumhaften Blick aufs Meer. Zu ihr zu gelangen bedurfte allerdings einer genaueren Anweisung. Freeways ohne Ende durchfurchen diese Stadt am Meer, machen das Straßengewirr dieser „normalen“ Großstadt mit zwei Millionen Einwohnern ziemlich undurchschaubar. Sicher wären wir auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu ihr gelangt. Aber dieses Ansinnen hatte schon unseren – deutschen! – Cousin außer Fassung gebracht, so daß wir es also wagten und alles fanden, auch Christl Hickman, die uns herzlich an der Haustür begrüßte.



Drei „Tianjiner“ am Strand von San Diego in Kalifornien; v.l. Renate S. Bialy, Manfred Bökenkamp und Christ Hickman.



Mit Christl Hickman in La Jolla, im Hintergrund die Pazifikküste bei San Diego

Ihr Haus ist ein Stück China in Amerika, gleich im Eingangsbereich die Erinnerungsstücke an eine Kindheit und Jugend, die sie – die Österreicherin – eben in Tianjin zusammen mit ihrer Zwillingsschwester als die „Zwillinge Skoff“ verbrachte. Ihr Vater Felix Skoff hatte beim Bau der „Internationalen Brücke“ mitgearbeitet und war hauptsächlich für das Betonfundament und die Brückenstützen verantwortlich gewesen. Die Brücke steht noch – wir haben sie 2002 ja dort gesehen. Aber nicht nur China spiegelt sich in ihrem Anwesen wider, die deutschsprachige Herkunft wie die amerikanische Lebensart finden unter der kalifornischen Sonne ein einträchtiges Beieinander. Dazu hatte Christl Hickman Besuch aus Nordkalifornien. Aus Sonoma war Renate S. Bialy zu ihr gekommen. Zu viert hatten wir dann beim köstlichen Lunch viel zu erzählen.

Renate S. Bialy stammt auch aus Tianjin, sie ist vielen China-Deutschen von Treffen in Deutschland bekannt. Die Professorin für Deutsch und Russisch hatte einiges zur „Pisa-Studie“ anzumerken und dieses internationale Miteinander, die Verbindung über China, das Zusammentreffen in den USA – das war einfach grandios. Zumal das für die drei Menschen mit der chinesischen Kindheit – Renate S. Bialy, Christl Hickman und Manfred Bökenkamp – einfach selbstverständlich war. Die beiden Damen hatten halt Amerikaner geheiratet und somit den deutschsprachigen Raum verlassen, Manfred Bökenkamp kam nach Deutschland und fand sein Tätigkeitsfeld in Osteuropa. Wie verschlungen doch die Lebenswege sind.

Ein wenig wollte uns Christl Hickman noch von der Stadt zeigen. So fuhren wir nach La Jolla, zur Gedenkstätte der Marinesoldaten und an den Strand. Eine traumhafte Landschaft, leicht hügelig, der weite Pazifik, der sich ja nicht so wild gebärden soll wie andere Meere der Welt. Natürlich wies Manfred Bökenkamp nach Westen, zwei Monate zuvor stand er in Wladiwostok – auf der anderen Seite des Pazifiks. Zum Abschied wurden uns viele, viele Grüße aufgetragen und wir wünschten uns ein herzliches „Auf Wiedersehen“. Inzwischen übersetzt Christl Hickman ihre Briefe aus der Zeit als junge Ehefrau in Amerika an die Eltern in Österreich ins Englische. Ihre Enkel können kein Deutsch.



## Sibirische Glosse

Tania war ein mannhaft Weib,  
bekannt für saft'ge Intrigen.  
Da kam ein Wind,  
der packte sie blind. –  
Nun zappelt sie emsig beim Fliegen.

## Rezensionen

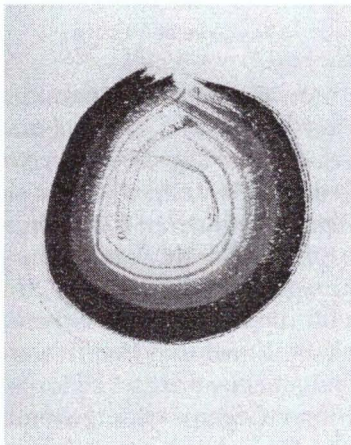


„Tal vez,, – May be“ – “Vielleicht”

**Rezension**

Dirk Bornhorst  
Horst Rosatzin

Das von meinem Mit-Abiturienten aus Tientsin des Jahres 1946 verfaßte kleine handliche Büchlein zeichnet sich durch zwei bemerkenswerte Eigenschaften aus – zum einen enthält es eine Reihe höchst lesenswerter Gedichte, und zum anderen hat der Autor eigene Tuschezeichnungen eingefügt, die auf China als ihren Wesensursprung verweisen.



Der Kreis – was symbolisiert treffender als der Kreis die Harmonie der Gegensätze. Yin und Yang – sie werden nicht benannt; sie sind einfach anwesend. Die verbogenen Rundungen zeigen das dynamische Gleichgewicht ihrer Gegenläufigkeit. Sie vertreten je etwas Aufrichtiges, Einzigartiges, doch die Gefahr der Einseitigkeit mahnt sie zum Zusammenkommen. Nur Yin oder nur Yang kann es nicht geben. Das je andere führt eine autonome Existenz, ist vom Gegenpart nicht abhängig und doch ist das Ganze Nicht-Zwei, weil das Eine durch das Gegenläufige des Anderen erst zu sich selber kommt. Etwas ist erst dann wahr, wenn sein Gegenteil auch wahr ist – sonst herrscht Einseitigkeit, Unterdrücken des Anderen, kurz – Diktatur. Ein solcher Kontrast ist schwer als inverse Ähnlichkeit zu ertragen. Erst das in sich Anerkennen des Gegenläufigen bringt Frieden, denn das je Eigene erhält erst sein Eigenstes durch die Achtung des ihm Fremden. Seine Freiheit besteht in diesem Angewiesen-sein.

Das Gedicht von Lotte Vareschi untermalt sprachlich dieses Bild:

In mir  
verbrenne ich die Zeit,  
die Asche fällt

durch die alternden Hände  
in den See meiner Trauer  
hinter den lachenden Augen.

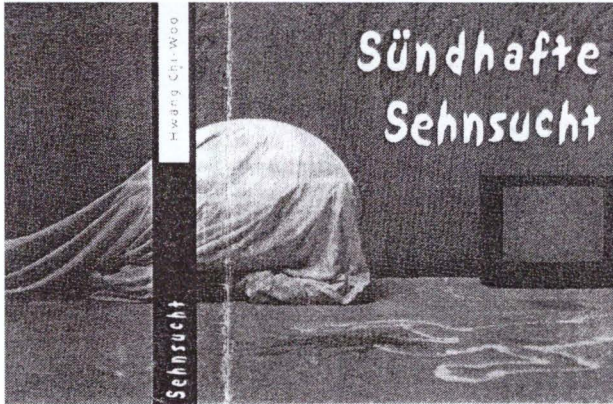
Es gibt noch viel Beachtenswertes in diesem kleinen unscheinbaren Büchlein.



## Korrektur in eigener Sache

Im APRIL INFO 2004 ist der Autor des 11-seitigen Artikels von Wilfried Wagner „Profil von Hans Overbeck – 1882-1942“ nicht genannt worden. In der von mir auf eine Seite gekürzten Fassung hätte stehen sollen: Wilfried Wagner, Kurzfassung – Horst Rosatzin

Red.



„Hinter Glas  
ist Durchsichtigkeit  
wenig wert“

Hwang Chi-Woo

Aus dem Koreanischen von Kim My-He und

Sylvia Bräsel

ISBN 3-934376-45-2

### Rezension – Sylvia Bräsel

Hwang Chi-Woo wurde 1952 in Haenan, Provinz Chollanam-do, geboren. Der Zweite Weltkrieg hatte gerade die Befreiung Koreas von der japanischen Fremdherrschaft gebracht. Doch die Hoffnung auf eine friedliche Entwicklung erfüllte sich nicht. Hwangs frühe Kinderjahre werden vom Trauma des Koreakrieges – 1950-1953 – überschattet. Unsicherheit und Entbehrungen werden zu ersten Grunderfahrungen, die später in einem Schaffen mit Erfahrungen während der Militärdiktatur zu Erinnerungsräumen verschmelzen sollen. Hwang wächst zu einer politisch interessierten Persönlichkeit heran, die nicht nur die Lage im eigenen Land verändert sehen möchte. Sein literarisches Debüt fällt mit dem Aufstand von Kwangju zusammen. Im Mai 1980 hatte sich in der Hauptstadt der Provinz Chollanam-do eine Widerstandsbewegung unter Chun Do-Hwan organisiert, die blutig niedergeschlagen wurde.

Abera Verlag

Als erste Veröffentlichung nach der Bekanntgabe der Wahl Koreas zum Gastland der Frankfurter Messe 2005 erschien im Abera Verlag Hamburg der Band „Sündhafte Sehnsucht“ des 1952 geborenen Hwang Chi-Woo. Der Band stellt erstmals einen renommierten südkoreanischen Gegenwartslyriker in Europa vor, der gängige Klischees von Ost und West überflüssig erscheinen lässt. Immer wieder sucht Hwang – ein Kenner westlicher Kunst und Kulturtheorien – die Reibung an anderen Kulturen, wobei auch Provokation zum Handwerk gehört und als Denkanstoß für übergreifende Fragestellungen verstanden wird. So liest sich „Sündhafte Sehnsucht“ auch wie „eine anregende Reise im Kopf“ durch eigene wie fremde Geschichte und Gegenwart. Dabei verschwimmen oft die Konturen zwischen diesen Polen, denn es wird bewußt auf Gedankenexperimente gesetzt. Alltag, Kunst und Politik werden von einem lyrischen Ich befragt, das auf der Suche nach sich selbst simultan neue poetische Horizonte anstrebt. Wenn die Erinnerungskultur einer Gesellschaft als Spiegel ihrer Gegenwart angenommen wird, dann ergeben sich daraus nicht zuletzt interessante Einsichten für die Zukunft von Erinnerung oder ihre Fähigkeit zur Erneuerung an Beispielen aus der südkoreanischen Literatur. In diesem Sinne werden etwa der Vietnamkrieg, das Verhältnis zu den Nachbarn Russland und Japan oder die inhumane Politik Nordkoreas thematisiert. Die Fragilität des Weltzustandes, die Zwang an einer Nahtstelle der Konfrontation in Ostasien durchlebt, stellt darüber hinaus Altbewährtes wie nie zuvor in Frage und fordert auch neue Schreibstrategien heraus.

Hwang repräsentiert mit seiner Lyrik also Zeitgeist und begibt sich zugleich auf die Suche nach neuen poetischen Formen für das Erlebte. Die Gedichte belegen zudem, daß die Modernisierung wie Materialisierung Südkoreas in den siebziger und achtziger Jahren Hwang in der Konsequenz zu einem experimentellen Autor machten. Er zeigt das „abgepackte Leben“, die Sterilität und Korrumpierung gutbürgerlicher Lebensverhältnisse mit zum Teil schockierender Offenheit „Am Wohlstand überfressen platzen wir aus den Nähten“, heißt es in einem Gedicht. Gewalt, Unterdrückung, Kommerzialisierung und Entfremdung in den Lebensverhältnissen führen zu einem ungewohnt klaren und teilweise aggressiven Spracheinsatz. „Ich mordete die Sprache meines Vaters“, bekennt Hwang und entlarvt gnadenlos politische Worthülsen und Schlagwörter ohne ins Belehrende abzugleiten. Das gelingt ihm nur, indem er seine Aussagen in eine surreale Kunstwelt aufhebt, die wiederum eine Gratwanderung zwischen östlicher und westlicher Kultursymbolik wagt.

Spiegelgeschichten und schlagende Wanduhren konkurrieren mit Zeitreisen und Traumvisionen, die Hwangs Auseinandersetzung mit avantgardistischer Literatur belegen. Gekonnt montiert er Anzeigen, tagespolitische Meldungen, zitiert aus westlichen Filmen, Comics oder bindet Reklame und Werbung in seine

Texte ein. Er entlarvt die Seichtheit und Oberflächlichkeit eines an der „Daily Soap“ ausgerichteten modernen Alltags mit dessen ureigensten Mitteln. „Wind im Haar“ – Palmeninsel im Wind. „Mir fallen in letzter Zeit die Haare büschelweise aus“, resümiert der Autor mit scharfer Zunge.

Wünsche und Sehnsüchte der Menschen heben sich in einer globalen Dimension auf, die neue Einsichten in die Verantwortlichkeit für das Dasein zur Debatte stellen. Das macht den Band vielleicht so lesenswert.

### Die Ordnung der Schuhe

Eine unverheiratete Frau hat sich aus dem 15. Stock eines Hochhauses gestürzt.

Man findet sicherlich

ihre Schuhe ordentlich ausgerichtet auf dem Balkon.

Man sagt ähnliche Dinge von denen, die den Tod im Han-Fluß\* suchen.

Warum nur dieses Ordnungsritual

bevor man von dieser Welt geht,

egal ob das Leben auf kaltem Beton oder im dunklen Wasser endet?

Haben nicht auch werdende Mütter die Gewohnheit

vor der Entbindung

ihre Schuhe ordentlich auf der Terrasse abzustellen?

Die Schuhe der unverheirateten Frau

zeigen unentwegt in eine Richtung

als würden sie signalisieren, daß dieses Leben noch kein Ende hat.

Nur in der Gegenrichtung

scheint uns das Leben unwiederbringlich

einmalig wie das Dasein der Fische im Aquarium der Toten.

Wie viele Wege sind wir gegangen! Schau zurück –

Auf Wege von denen wir abkamen,

die wir nicht zu gehen vermochten.

Wege, die sich nicht vollendeten, wie der zum Haus meiner Freundin,

die mir die Liebe kürzlich aufkündigte.

In dunkler Nacht bin ich den Weg zurück gegangen.

Seit ich die Schuhe ausgezogen habe, mit denen ich die Vergänglichkeit betrat,

fühle ich, daß ich dieses jetzige Leben nicht aufs Spiel setzen sollte.

\*) Der Han Fluß fließt durch die Hauptstadt Seoul



### Nonsense

Sollte mir das Leben wie eine einsame Reise erscheinen  
würde ich an der Endstation einfach auf jemanden warten.

Ich empfang dich natürlich freundlich

auf diesem Stern, wo du mit deinem Gepäck gelandet bist.

Die Süße wie die Bitternis dieses Lebens laß ich dich kosten  
bevor du wieder meinen Stern verläßt.

Aber unvergeßlich bleibt dir

daß es allein auf diesem Stern

unendliches Grün und Liebe gibt.

Ist das nicht einen Dank an das Leben wert

sattes Grün und diese Liebe

ein Wunder des Universums.



## Auf ein Bild von Chusa

Hwang auf Kim Jung-Hee

Jahresausklang: Die Menschen fahren auf Urlaub.

Eine Elster fliegt über den winterlichen Bäumen des Berges Umyon einen Himmelkreis.

Ich rahme auf der Veranda ein Bild, eine Kiefer vor einer unwirtlichen Hütte.

Nach einer Weile gleitet eine Feder aus dem Rahmen.

Wer nur kann eine Schale grünen Tee in die kalte Hütte tragen?

Kim Jung-Hee – 1786-1856, auch Chusa genannt –, war ein bekannter koreanischer Maler und Kalligraph. Das Gedicht bezieht sich auf ein Bild des Künstlers.



## Die Elster in der Mythologie

Horst Rosatzin

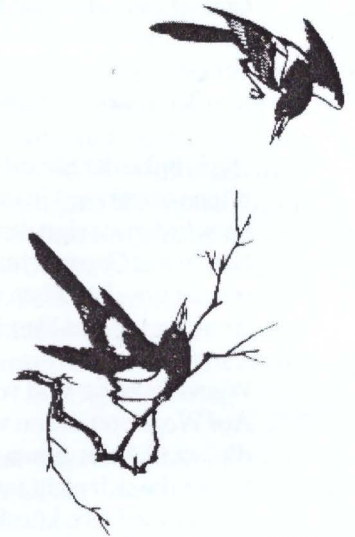
Die Elster nimmt in der Koreanischen Mythenwelt eine besondere Stellung ein. In der Shilla-Dynastie – 668-918 n.Chr. – kündigte sie auch die Geburt von Königen an.

Auch im chinesischen Volksmund wird dieser Vogel als „Freudenelster“ benannt, weil er der Freudenbringer ist. Der Ruf der Elster kündigt eine gute Nachricht oder das Kommen eines Gastes an. Und das Glück, das sie ankündigt, ist oft das Eheglück, nach einer der bekanntesten chinesischen Mythen, der von der „Weberin und dem Kuhhirten“.

Es handelt sich hierbei um Sterngötter.

Die Sterngöttin – das Weber-Mädchen – erscheint erstmals in der Klassik der Poesie um 600 v.Chr. Ursprünglich ist sie eine unglückliche Gottheit, die mit ihrem Webwerk nie fertig wird. Auch der Ochse der Dürre ist eine Sterngottheit – eine männliche. –

Obwohl er kräftig ist, wird er nie vor einen Wagen gespannt.



In der Han Zeit hat man sie als unglückliche Liebhaber in das Himmelszelt projiziert – sie aus 3 in einem Dreieck angeordnete Sternen bestehend – Vega – und der aus 3 gerade hintereinander liegenden Sternen bestehend. In der Poesie wurden sie dann mythopoetisch in eine Liebesgeschichte eingewoben.



## Der Ochse der Dürre und das Weber-Mädchen

Östlich des Himmelsflusses – der Milchstrasse – befindet sich das Weber-Mädchen, Tochter des Himmelsgottes. Immer wieder webt sie an der himmlischen Robe aus seidenen Wolken. Ihr Vater betrubte es, daß sie so alleine arbeitete und erlaubte ihr, sich mit dem Ochsenhirten der Dürre westlich des Himmelsflusses zu vermählen. Er wurde nie an einen Karren eingejocht. Aus Liebe vernachlässigte sie allmählich ihre Weberarbeiten, und das erzürnte den Himmelsgott. Er befahl ihr, wieder auf der Ostseite des Himmelsflusses zurückzukehren. Nur ein Mal im Jahr, wenn der Himmelsfluß kaum Wasser führte, konnte sie mit dem Ochsenhirten zueinander kommen.

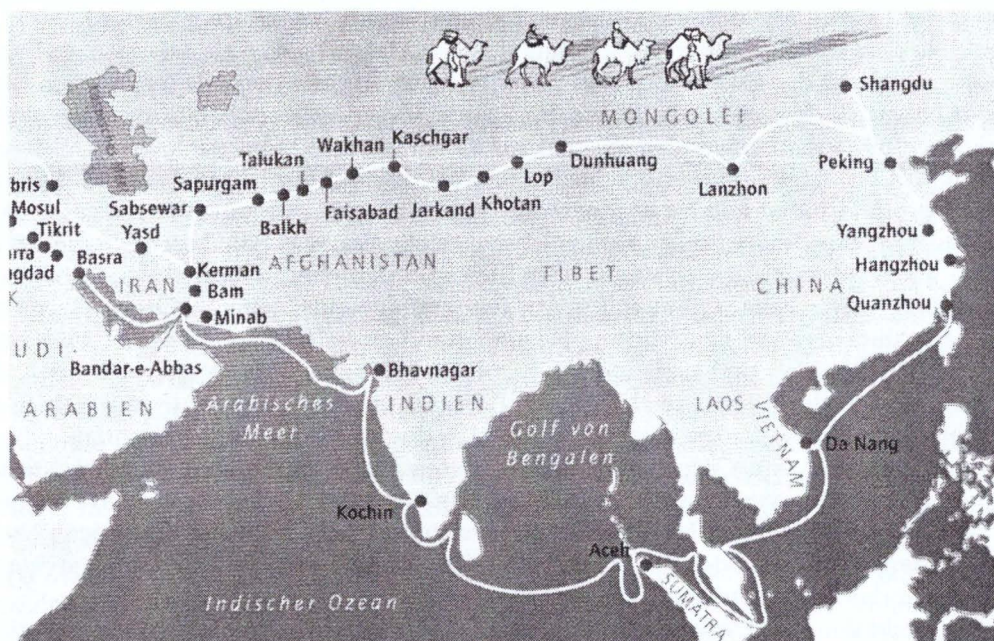
Es wird gesagt, daß eine Schar von Elstern eine Brücke bildeten, sodaß sie sich auch unter dem Jahr treffen konnten.

Es ist die Nacht des 7. Tages des 7. Monats. An diesem Tag verschwinden alle Elstern, denn sie fliegen zum Himmel und machen eine Brücke über den Himmelsfluß, sodaß der Hirt zu seiner Frau kommen kann. An diesem Tag regnet es meistens, damit wir auf der Erde nicht sehen können, was am Himmel geschieht.

Im Shen I-Ching – „Buch der Gottheiten und anderer Seltsamkeiten“, 4-5 Jahrhundert n. Chr. – wird von einem „Elsternspiegel“ berichtet „Ehedem, wenn Mann und Frau voneinander Abschied nahmen, zerbrachen sie einen Spiegel und jeder nahm eine Hälfte an sich. Wenn sich nun die Frau mit anderen Männern einließ, dann verwandelte sich ihre Hälfte des Spiegels in eine Elster und flog zu ihrem

Mann hin. Daß man später auf der Rückseite der Spiegel Elsterfiguren eingoß, das findet in dieser Tatsache seine Begründung.“ – Die Elster als Glücksvogel steht gegen den Raben, den Unglücksvogel. Sie ist ein Tier des Yang, der männlichen Kraft.

Als der Ahn der Mandchu – der letzten chinesischen Dynastie – von Feinden verfolgt wurde, setzte sich eine Elster auf seinen Kopf. Da gaben die Feinde die Verfolgung auf; seitdem war die Elster bei den Mandchu tabu. Dennoch wird berichtet, daß bei den Mandchus einmal eine Elster eine Frucht fallen ließ, woraufhin ein Göttermädchen schwanger wurde.



Im Jahr 1271 brach Marco Polo zu seiner legendären Reise nach Asien auf. Doch es gibt Zweifel an seinen Berichten. Der Fotograf Michael Yamashita folgte jahrelang den Spuren des jungen Venezianers, um zu beweisen, daß die Geschichte stimmt – eine Würdigung zum 750. Geburtstag Marco Polos.

## War Marco Polo wirklich in China?

Rezension – Kay Dohnke

Brennende Steine und eine Wüste voller Gespenster, das Riesenreich Catai und ein Goldland namens Cipangu am Ende der Welt – es war schon faszinierend, wovon der Mann im Gefängnis von Genua zu erzählen wußte. Gern scharten sich die anderen venezianischen Häftlinge, mit denen zusammen er nach einer Seeschlacht in die Hände der Genueser gefallen war, um ihn und lauschten seinen Berichten, die einer grenzenlosen Fantasie zu entstammen schienen. Besonders ein Mitgefangener namens Rustichello interessierte sich für das, was der Mann in seiner Jugend auf einer jahrelangen Reise erlebt haben wollte, und er schrieb auf, was ihm der Kaufmann Marco Polo im Jahre 1298 erzählte: von den paradiesischen Gärten des Herrschers Kublai Khan, riesigen Städten und fast unüberwindlichen Gebirgen, von absonderlichen Gebräuchen und Erfindungen.

Das Manuskript „Die Beschreibung der Welt“ wurde ein großer Erfolg, fand weite Verbreitung und machte Marco Polo berühmt. Doch unter den Lesern des Berichts von seiner 24-jährigen Reise nach China gab es von jeher Skeptiker. Knapp 700 Jahre nach Erscheinen behauptete eine Expertin aus England 1996 kategorisch, Polo sei nie in China gewesen – obwohl er doch sonst alle Merkwürdigkeiten so minutiös beschrieben habe, fehle jegliche Erwähnung der chinesischen Mauer, des in Europa noch unbekanntes Buchdrucks, des Teetrinkens und der gewickelten Füße chinesischer Frauen. Marco Polo – ein Aufschneider, der nur wiedergab, was er von anderen Reisenden zufällig gehört hatte?

Mit dieser Behauptung wollte sich Michael Yamashita nicht abfinden – der auf Asien spezialisierte

Fotograf von Weltrang beschloß 1998, für ein Buchprojekt auf derselben Route wie Polo nach Peking zu reisen und dabei optische Beweise für die Richtigkeit des Berichts zusammenzutragen. Wie Marco Polo, der 1271 in Begleitung seines Vaters und Onkels aufbrach und erst nach dreijähriger Reise den Hof des Kublai Khan im sagenumwobenen Xanadu erreichte, startet Yamashita in Venedig, ausgestattet mit vier Kameras, einem Dutzend Objektiven und 1000 Rollen Film. Doch die Gegenwart erschwert es dem Fotografen, der Spur der drei Venezianer zu folgen – hatte Marco Polo ein „paize“, ein Goldtäfelchen, das ihm gleich hinter Europas Grenzen im endlosen Reich des Khans freies Reisen ermöglichte, muß Yamashita auf die Wirren und Krisen seiner Gegenwart reagieren. Durch den Irak, dessen Ölquellen Marco Polo als Erster beschrieb, kommt er gut durch, ebenso durch den Iran. Dann aber muß er einen Umweg über Kasachstan und Tadschikistan nehmen, um ins kriegsgeschüttelte Afghanistan der Taliban zu kommen. Mit einem alten russischen Militärhelikopter fliegt er über vermintes Land, in dem die Nordallianz des Achmed Schah Massud gegen die islamischen Fundamentalisten kämpft. Bitter ist die Erkenntnis, daß 20 Jahre Krieg Afghanistan wieder in jenen Zustand zurückversetzt haben, in dem es Marco Polo sah: Es gibt keinen elektrischen Strom, die zerschossenen Straßen gleichen den kaum gebahnten Wegen, auf denen die drei Polos nach Osten reisten, und weil das Fahrzeug des Fotografen immer wieder Pannen hat, kommt er nicht viel schneller voran als sein historisches Vorbild. Einmal kommt er innerhalb von drei Tagen nur ganze 48 Kilometer weit – mit Esel oder Maultier wäre er ebenso langsam gewesen. Doch alles, was Polo beschrieb, findet Yamashita tatsächlich – im Wakhan-Tal die Schafe mit den Riesenhörnern, bei Talukan das Salzgebirge. Am Nordostzipfel Afghanistans geht es für den Fotografen nicht weiter – Chinas Grenzen sind geschlossen. Yamashita ergattert eine Mitfluggelegenheit mit einer UN-Maschine nach Duschanbe, fliegt dann ostwärts nach Peking und von dort wieder 4'000 Kilometer Richtung Westen bis Kashgar, um von hier per Auto an den Westrand der Wüste Takla Makan zu gelangen – nur wenige Kilometer jenseits des Punkts, wo die Grenzschlagbäume ihm den direkten Weg versperrt hatten. Marco Polos Wüste mit den Gespensterstimmen, deren Durchquerung einen schrecklichen Monat dauerte, findet Yamashita verschneit vor. Er erlebt das von Polo beschriebene Vielvölkergemisch, ist wie sein Vorbild vom prächtigen Markt in Kashgar fasziniert. Und schwelgt in üppigen Nudelgerichten, deren Existenz immer wieder die Frage aufgeworfen hat, ob Marco Polo dort die Spaghetti entdeckte oder ob er das Rezept aus Italien nach Asien brachte. Immer weiter treibt den Fotografen die Faszination – ihn hat das Marco-Polo-Fieber gepackt –, eine Welt durch die Augen eines Reisenden des 13. Jahrhunderts zu sehen. Er beobachtet archaische Techniken der Seidenspinnerei, schaut beim Einfangen der Wildpferde zu, bewundert die ausgemalten Höhlen von Dunhuang – und kennt das alles doch schon aus Marco Polos Buch. Nach Tausenden von Kilometern ist schließlich Shangdu erreicht, wo Marco Polo in die Dienste des Kublai Khan trat. Doch vom einst so prächtigen Palast, in dem der Herrscher residierte, finden sich nur Fundamentreste, und so bleibt es der Fantasie überlassen, sich die 10'000 weißen Pferde, die Gärten voller Wild und den prunkvollen Hofstaat vorzustellen. Kublai Khan nahm Marco Polo mit in seine Residenz nach Cambaluc – später beschreibt dieser die Stadt mit ihren zwölf Toren, von der Straßen in alle Winkel des Reiches führten und die sich unschwer als Peking zu erkennen gibt. Im Auftrag des Khans bereiste Marco Polo 17 Jahre lang das Nordreich Catai und das gerade eroberte Mangi im Süden, kam nach Tibet, besuchte entlegene Provinzen und gelangte sogar bis nach Burma. Dem Khan erstattete er immer wieder Bericht – von der im Wasser gebauten Stadt Quinsai mit ihren 12000 Brücken, die ihn so sehr an Venedig erinnerte, von den Menschen in der Provinz Caragian, die sich die Zähne vergoldeten, oder von den Sitten der Rohfleischeser. Nur nach Cipangu – nach Japan – sollte er nie gelangen. Yamashita vertraut den Hinweisen Marco Polos – und findet alles: Er fotografiert die Kanäle von Suzhou, Yao-Frauen mit den Goldzähnen und in Yunnan den Brauch, rohes Schweinefleisch zu essen. Und er stößt auf alte Frauen mit gewickelten Füßen, die mit so kleinen Schritten laufen, wie Marco Polo es beschrieben hat, obwohl er die nackten Füße nicht sah. Für den Fotografen gibt es am Ende seiner zweijährigen Erkundungsreise keinen Zweifel: Marco Polo muß in China gewesen sein. Und zu seiner Überraschung sieht die Welt noch immer so aus wie vor knapp 750 Jahren – an bestimmten Orten, in bestimmten Momenten, die er auch auf dem Rückweg findet, der Marco Polo samt Vater und Onkel die chinesische Küste entlang und dann per Schiff über Vietnam, Java, Sri Lanka und Indien wieder in die Heimat führte. Auf die Frage, ob nicht doch alles erlogen sei, soll Marco Polo 1324 auf dem Sterbebett gesagt haben: „Ich habe nicht einmal die Hälfte von dem erzählt, was ich erlebt habe.“ – bedauerlich vor allem für Michael Yamashita, der ihm gern noch weiter gefolgt wäre. Und wer weiß, ob Marco Polo dann nicht doch von

Teetrinkern und der zu seiner Zeit noch wenig eindrucksvollen chinesischen Mauer erzählt hätte.

## **Die China-Tagebücher Georg Baur 1890–93/1911–13**

Elisabeth Kaske

**Elisabeth Kaske studierte in Berlin, Peking und Heidelberg Sinologie, schrieb „Bismarcks Missionäre: Deutsche Militärinstrukteure in China 1884–1890“ – Wiesbaden: Harrassowitz, 2002 – und promoviert gegenwärtig an der Universität Heidelberg über „Sprache und Politik in China 1890–1917“. Sie lebt in Berlin.**

Georg Baur Karriere und seine Beziehungen zu China waren in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich. Während Deutsche in China sonst entweder Kaufleute oder direkte Firmenvertreter oder Lehrer bzw. Berater im Dienste der chinesischen Regierung waren, vereinte Herr Baur all diese Funktionen in einer Person. Zwischen 1890 und 1893 war er technischer Vertreter der Essener Gußstahlfabrik Fried. Krupp. Gleichzeitig gründete er die erste chinesische Fachschule für Eisenbahnwesen an der Militärschule Tianjin und unterrichtete dort drei Jahre lang. Er unterhielt enge Kontakte zum Generalgouverneur Li Hongzhang, einer der wichtigsten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, und wurde von diesem im Sommer 1892 zum Berater in Eisenbahnfragen ernannt.

Von 1896 bis Anfang 1906 wurde Georg Baur zum Kaufmann und vertrat als Teilhaber der Firma H. Mandl & Co. deutsche Firmen wie Krupp, die Maschinenbau Aktiengesellschaft Vulcan und Siemens & Halske. Zurück in Deutschland wurde er 1906 zum kaufmännischen Direktor der Germaniawerft ernannt, die er bis 1915 leitete. In den Jahren 1911/12 und 1913 unternahm Georg Baur im Auftrag der Fried. Krupp A. G. zwei Reisen nach China, vor allem als Kontaktmann zu hohen chinesischen Regierungsvertretern. Im Jahre 1913 wurde er ein zweites Mal zum technischen Berater ernannt, dieses Mal vom Präsidenten der 1912 gegründeten Republik China Yuan Shikai mit speziellem Bezug auf den geplanten Bau eines Hütten- und Stahlwerks. Zu einer weiteren Reise nach China kam es jedoch nicht. 1915 wurde er ins Direktorium der Firma Krupp nach Essen berufen, dessen Mitglied er bis zu seiner Pensionierung 1925 blieb.

Über einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren hinweg lebte Georg Baur 13 Jahre lang in China, die meiste Zeit davon in Tianjin. Er hinterließ aus dieser Zeit an die Familie gerichtete Tagebuchbriefe im Umfang von mehreren Tausend Seiten. Während seines zweiten Aufenthaltes begleitete ihn schon seine Frau Thea Baur, die ebenfalls zu den jetzt „Rundreisebriefe“ genannten Berichten beitrug. Die Kinder Margarethe (Grethe) und Friedrich (Friedel) erblickten kurz nacheinander 1896 und 1897 das Licht der Welt in Tianjin.

Die beiden wichtigsten und in sich relativ geschlossenen Teile der Tagebücher des ungewöhnlichen Mannes aus den Jahren 1890 bis 1893 und 1911 bis 1913 können demnächst mit Unterstützung der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung in Auszügen der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Die Tagebücher aus den Jahren 1890–93 gewähren einen bemerkenswert detaillierten Einblick in das Leben der Deutschen und anderer Ausländer in Tianjin, das Zusammenleben mit den chinesischen Beamten und Kaufleuten, sowie in die Verhältnisse der ersten Militär- und Eisenbahnschule Chinas. Seine Kenntnisse in der gesprochenen und geschriebenen chinesischen Sprache, die er am Seminar für Orientalische Sprache erworben hatte, und seine enge Zusammenarbeit mit den chinesischen Direktoren und den eigenen Schülern an der Militärschule erlauben ihm, tiefer in die chinesische Kultur einzudringen als der durchschnittliche ausländische Kaufmann oder Techniker. Ausführlich beschrieben sind auch die zahlreichen Audienzen bei Li Hongzhang.

Georg Baur großer Vorteil ist dabei, dass er seine Umgebung relativ unvoreingenommen wahrnimmt, wenn er auch mitgeprägt wurde durch die Chinaliteratur, die er vor und während seines Aufenthaltes las. Baur bewundert die unter den niederen Volksschichten verbreitete Höflichkeit und die Intelligenz seiner Schüler, auch kann er die Leistungen der Schauspieler im chinesischen Theater anerkennen, wenn ihm die Musik auch fremd bleibt. Gleichzeitig kritisiert er die Armut und Rückständigkeit des Landes, das geringe Niveau öffentlicher Fürsorge für das Wohl der Städte und Kommunen und die Korruption der Beamten.

Der Blick auf die ausländische Gesellschaft ist ebenfalls nicht kritiklos. Die weit verbreitete Neigung zum Alkohol und zum Glücksspiel lehnt der Württemberger aus guter Familie ab. Seine umfassende Bildung und Umgangsformen ermöglichen ihm aber auch den Zugang zur „besseren“ Vertragshafengesellschaft. Georg Baur gehörte zu den Menschen, die sich als Kulturträger ihrer Heimatländer bemühten, ihre Kultur durch Musik- und Theaterabende inmitten einer fremden Umgebung, zu bewahren. Er schrieb Gedichte, musizierte und illustrierte seine Beschreibungen mit hinreißenden Zeich-

nungen, die in die Edition mit aufgenommen werden.

Insgesamt liefern die Tagebücher eine Fülle interessanter Details zu den Verhältnissen in China in einer der interessantesten Perioden seiner Geschichte. Sie berichten über die frühen Versuche einer industriellen Modernisierung und militärischen Aufrüstung unter der Ägide von Persönlichkeiten wie Li Hongzhang und Zhang Zhidong, z. B. über Beobachtungen bei den Zementwerken in Tangshan bei Tianjin, im Shanghaier Arsenal oder beim Eisenbahnbau zwischen Tianjin und Shanhaiguan. Sie beleuchten die Beziehungen Li Hongzhangs zu den ausländischen Konsuln und Firmen in Tianjin, aber gleichzeitig auch die Aktivitäten wichtiger ausländischer Persönlichkeiten in China wie des Gesandten Max von Brandt oder des chinesischen „Generals“ Constantin von Hanneken. Sie erlauben uns, einen Blick zu werfen auf das soziale Leben der Ausländer in Tianjin genauso wie die kulturellen Veranstaltungen der Chinesen. Und Georg Baur's offene Sichtweise lässt auch den heutigen Leser zweifeln, ob er die Feiern der Deutschen zum Kaisergeburtstag oder die englischen „Niggerparodien“ oder das chinesische Theaterspiel exotischer empfinden soll. Die Beschreibung der großen Reise zum Bauplatz der Transsibirischen Eisenbahn am Ussuri, nach Korea und Japan 1891 interessiert besonders durch die genauen Beobachtungen der Unterschiede zwischen den drei Ländern Korea, Japan und Russland.

Die Reisebeschreibungen von 1911-13 wiederum stellen ein wichtiges Zeitzeugnis aus einer Periode des Aufbruchs und der Revolution in China dar. Georg Baur's enge Bekanntschaft mit wichtigen Persönlichkeiten der chinesischen Zeitgeschichte wie dem Präsidenten Yuan Shikai, dem Ministerpräsidenten Tang Shaoyi – beide lernte er bereits auf der Reise nach Korea kennen – macht diese Berichte zu einem wertvollen Zeitdokument, reiste Georg Baur doch 1911-12 inmitten der Revolution nach China, die noch während seines Aufenthaltes den Sturz der Dynastie herbeiführte. Gleichzeitig spricht aus ihnen ein gereifter Mann, der im Abstand von über 20 Jahren auf seine früheren Erfahrungen in China zurückblickt, alte Bekannte und Schüler wiedertrifft und über die Zukunft dieses ihm inzwischen fremd gewordenen Landes reflektiert.

Um dem Leser die Hintergründe und Zusammenhänge dieses wichtigen Quellenmaterials besser verständlich zu machen, wurde der Originaltext, der ja ursprünglich nur für den engen Familienkreis bestimmt war, von mir für den modernen Leser editiert und mit ausführlichen Erläuterungen ausgestattet. Das größtenteils in Originalquellen recherchierte Vorwort fasst die politischen Hintergründe zusammen und zeigt die geschäftlichen Zusammenhänge von Georg Baur's Wirken für die Firma Krupp in China auf. Gleichzeitig kann das kommentierte Personen- und Firmenverzeichnis allen als Nachschlagewerk dienen, die keinen Zugang zu entsprechenden Quellen haben. Zahlreiche der Informationen in den Indizes verdanke ich meiner Kollegin Ching-yuan Chou – Carol Chou aus Taiwan –, auf deren bahnbrechende Arbeit an einer Datenbank der Deutschen in Tianjin ich hier ausdrücklich hinweisen möchte. Ihre Dissertation über „Die Deutschen in Tianjin 1860-1918“ sowie die Datenbanken, welche sie in einem eigenen Artikel in der vorliegenden Nummer vorstellt, werden ein großer Gewinn für alle China- und Tianjin Interessierten sein.

Die Veröffentlichung der Tagebücher ist im Böhlau Verlag in Köln und Weimar vorgesehen, wo vor einigen Jahren auch die Briefe Constantin von Hannekens – Briefe aus China 1879-1886, Hrsg. von Rainer Falkenberg, Köln 1998 – erschienen. Ein genauer Termin steht zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht fest, voraussichtlich jedoch 2005.



**“Germans in Tientsin, 1860 - 1918”**

Chou Ching-yuang

Chou Ching-yuan studiert Geschichte an der Freien Universität Berlin

From 1860 to 1950, Tientsin was the largest trading port in North China and a significant foreign community was established there. Many Germans came to China to make their fortunes and retired homes. One of such person was Georg Ritter who went into hotel businesses and started a family after coming to Tientsin in 1872. He and his family returned home and built his villa 'Tientsin' in Wiesbaden in 1902. Some came and stayed in Tientsin. Their offspring left China after the end of World War II. Many senior members of the Studienwerk would probably still remember their childhood in Tientsin or the stories their family told them. What were their lives like in Tientsin, especially prior to

the First World War. However, no research has been done on the history of this interesting part of German life abroad. To close this gap, I am writing my doctoral thesis entitled "Germans in Tientsin, 1860-1918".

Right after Britons, German traders and missionaries came to China in the mid-18<sup>th</sup> century. They began their business in Canton and moved to North China. After 1840, the Chinese government was forced to open more treaty ports and to yield more treaty privileges. Karl Gützlaff, German missionary, visited Tientsin for several weeks in 1832. Franz Wilzer, a Hamburger who joined the Chinese Customs Service, was stationed in Tientsin for a while in 1857. In 1862, Alexander Alisch, representative of the Prussian Consular Agency, established his firm in Tientsin and one of the first stables in North China, costing him £1000 a year.

There was a small but steady increasing German community since 1860, even though German concession was only officially established in 1898. In the beginning of the 20<sup>th</sup> century, there were eight foreign concessions – excluded an American – in Tientsin and each had its own governing body. By that time, most of the Germans lived in their own concession which was run by the German Municipal Council and German Consulate, and went to work in the commercial area in the British and French concessions. German institutions flourished in their own Concession: Club Concordia was founded in 1896, Deutsche Schule in 1909 and Deutsche Evangelische Kirchengemeinde in 1914.

Mr. Robert Bickers "Britain in China" divided the Britons in China into four groups. First, settlers – most of them were working-class or lower middle-class. Second, the expatriate businessmen – they were bankers, traders, or were employed by the large China companies who moved around the country and were best known as 'China Hand'. Third, those in British government service – diplomats, consuls and servicemen. Fourth, Protestant missionaries. The situation of the Germans was similar, although there were no German missionaries in Tientsin. Apart from the German troops – Ostasiatische Besatzungsbrigade stationed in Tientsin from 1900 to 1914, and officials in the Chinese Customs Service and the German Consular Service who in most cases were only stationed in the city for several years at a time – most Germans in Tientsin were engaged in trade.

Most of them came from North German regions. Some worked for the big German firms such as Carlowitz, Siemssen, or Deutsch-Asiatische Bank, or in the service of other foreign firms. Some opened their own business after a while. Many started their families in Tientsin. Prior to 1941, there were already some third generations of Germans in Tientsin.

Except Frau Kaske's work on German military instructors in Tientsin, and studies on the 'big names' like Detring, von Hanneken or Paul Georg von Möllendorff, the history of German community in Tientsin is relative unknown, especially before the establishment of the German Concession. We know that some affluent Germans were active in the foreign – mostly British – communities and took part in the large sports and social activities. But at the same time, there is scarcely any information about those Germans who could not afford to join the clubs or were not active in the foreign community. Little can be found out about the stories of women and children in Tientsin. We know that Frau Oskar Stammann came to Tientsin in 1866 and had both of her children in Tientsin because her husband was one of the wealthy Hamburg consul-merchants in the early 1860s. But other than that we know little about her life in Tientsin, and much less known were those women who came to Tientsin to join their husbands or to work. Their stories would be quite interesting and revealing for the purpose of studying social history.

That is why, apart from my doctoral thesis, I am trying to compile several data bases to provide a source of information for future researchers and people who are interested in the social history of the Germans in Tientsin:

1. – 'Foreign residents in Tientsin prior to 1939'; a collection of about 14,000 foreign residents with biographical information, excluding soldiers and Japanese;
2. – 'Foreign firms in Tientsin'; about 2,500 foreign firms in Tientsin, ranging from large export firms to one-man agencies and
3. – 'Foreign cultural, recreational and political institutions in Tientsin prior to 1939'.

Through this edition of the StuDeO AUGUST INFO I would like to get in touch with people whose relatives or families have lived in Tientsin. If someone has information about the life of his/her family or relatives in Tientsin, I would appreciate that you could give me some information. And I would be glad to share mine with those who are interested in the same subject. I study history at the "Freie Uni-

versität Berlin“.

**„Ein Schiff fährt nach Kobe, das japanische Tagebuch meiner Mutter“,**

Dacia Maraini,

Piper München; deutsche Übersetzung 2003

**Rezension** – Ernst Reiner

Jeder, der sich mit Japan beschäftigt, wird bei einem Titel, der Japan oder eine seiner Städte nennt, aufmerksam und wird sich diesem Buch zuwenden. Mag sein, daß er nach einigen Seiten enttäuscht ist und anderes erwartet. Aber je weiter man liest, um mehr wird man gefesselt. Dacia Maraini hat von ihrem Vater die Tagebuch-Aufzeichnungen ihrer Mutter erhalten. Und diese in Italien durch andere Romane geschätzte Schriftstellerin nutzt diese Aufzeichnungen und weiß zu diesen jeweils zu berichten, was sie als kleines Mädchen erlebt hat.

Die Eltern waren im Rahmen eines Stipendiums von Italien nach Japan gefahren. Das war 1936, und der Vater, ein Ethnologe, wollte seine Forschungen im Norden Japans durchführen, so daß Sapporo der erste Zielort war. Dacia war noch klein, gerade 3 Jahre alt und erlebt die Seereise, dann die ersten Erfahrungen in Japan. Eine Japanerin sorgt für sie, sie lernt rasch die japanischen Worte. Die einzelnen Entwicklungsstadien hat die Mutter knapp dargestellt, was wiederum Anlaß für Dacia ist- nun die erfahrene Schriftstellerin -dies zu reflektieren mit Zuständen in der Familie, die in Italien ist und diese einzuflechten in ihre Gedankenwelt. Hier wird oft die Zeit nach der Rückkehr, als Dacia schon älter ist, in die Erzählung eingebunden. Da die Familie auch während des Krieges in Japan verblieben ist, so wurden sie auch gegen Ende des Krieges in ein Internierungslager gesteckt, nachdem sie zuvor eine längere Zeit in Kyoto gelebt hatten. Man erwartet auf Grund der wiederholten Hinweise auf diese Zeit in der Internierung, mehr darüber zu lesen, aber Dacia Maraini übergeht sie mit wenigen Sätzen und berichtet mehr über die Zeit, die sie als junges Mädchen in Italien und in der Schule und zu Hause erlebt hat.

Ihre Erzählweise ist flüssig, und der Leser folgt ihr gerne in die verschiedenen gedanklichen Erlebnisse. So ist einerseits der Blick auf den Zeitrahmen in Japan, aber zugleich auch auf die Gedanken-Reflexionen über die Familie in Italien gerichtet. Das, was im Anfang enttäuscht, wandelt sich zu einem Interesse an den Gedankengängen, die Dacia Maraini aufzeigt.

Im Anhang ist das Tagebuch beigefügt und man kann – Kenntnis des Italienischen vorausgesetzt –, nachlesen, was die Mutter geschrieben hat.



**„Im milden Licht der Kirschblüten; das Japan meines Vaters, 1924 - 1928“,**

Jean Vodoz, Paul Hugger Hgr., Limmat Verlag, Zürich,

**Rezension** – Horst Rosatzin

Es handelt sich bei diesem Band um eine gediegene Darstellung der damaligen Ereignisse, in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre. Der Autor erzählt, wie sein Vater René Vodoz – 1894 - 1970, Bürger von Yverdon, Schweiz – zu einer Zeit nach Japan ging, das erst vor wenigen Jahrzehnten für Fremde geöffnet worden war. Seine Fahrt führte ihn – eine Kuriosität – mit seiner Frau, der Pianistin Nelly Decopper, und ihrem zweijährigen Sohn – eben dem Autor – über den Atlantik, durch ganz Kanada und schließlich über den Pazifik nach Kobe. Kaum angekommen erschütterte am 1. September 1923 ein Erdbeben Yokohama und Tokio, das 156'000 Todesopfer forderte. Es war das folgenschwerste Erdbeben des 19. und 20. Jahrhunderts weltweit.

Der reich gebildete Band zeigt die vielseitigen, subtil empfundenen Erlebnisse von René Vodoz. Es fällt zunächst die fast völlige Trennung der Lebensbereiche von Europäern und Japanern auf. Wie in den Konzessionen in China leben die Europäer getrennt von der einheimischen Bevölkerung; doch zeigt sich ein Anpassen der Europäer an das Fremde im gelegentlichen Tragen von Kimonos. Das Angleichen der Kulturbereiche wie es sich heute anbahnt, was nach dem englischen Kolonialstil diskriminierend als „going native“ bezeichnet wurde, liegt noch in weiter Ferne. Und doch findet im Stillen ein Annähern statt. Jedem, der in Ostasien aufgewachsen ist, greift das Bild der „beiden Mütter“ ans Herz. Die Jungen erfahren die andere Kultur im täglichen Umgang mit der „einheimischen Mutter“.



Die beiden Mütter

Obwohl René Vodoz als Vertreter der Maschinenfabrik BBC in Baden, Schweiz, hauptsächlich mit dem Geschäftswesen befaßt war, hat er es sich nicht nehmen lassen, sich mit der japanischen, chinesischen und koreanischen Kultur auseinander zu setzen. Das kommt im reichhaltigen Bildmaterial bestens zum Ausdruck. Die Bilder entsprechen der damaligen Photographiertechnik und sind aus unserer heutigen Sicht vielleicht nicht optimal, aber sie zeigen trotz allem, was heute im Bild vielfach fehlt – Zuwendung.

Jedem Japan- und Ostasienfreund kann dieser feinfühlig gestalteter Band wärmstens ans Herz gelegt werden.



Meiji-Tagebuch und Japanwerk  
des

**Dr. W. SPINNER**

Prediger aus Zürich



Dr. W. Spinner

**Mission und Politik**, Hamer/Opitz, Reihe: Perspektiven der Weltmission, Wissenschaftliche Beiträge; 32. Herausgegeben von der Missionsakademie an der Universität Hamburg. Aachen: Mainz 2002. 632 S., Abbildungen. Tabellen, div. Personenregister, Bibliographie. ISBN 3-86130-132-6; € 32,80.



Der Zürcher Pastor Dr. Wilfrid Spinner konnte 1885 in Tokyo und Yokohama je eine deutschsprachige Auslandsgemeinde sammeln. Als Pastor einer Auslandsgemeinde versuchte er erfolgreich im Zusammenwirken mit hohen Beamten der japanischen Politik, Wissenschaft und Gesellschaft Japaner für das Christentum zu gewinnen. Das vorliegende Tagebuch bietet auf ca. 250 Seiten einen lebendigen Ausschnitt aus der Geschichte der Kolonialzeit in Japan. Die anschließende sozialhistorische Studie beschreibt die Impulse in der Schweiz und in Deutschland, die zur Gründung einer liberalen Missionsgesellschaft mit dem Großherzog von Weimar als Protektor beigetragen und zu einer gutbürgerlichen sozialen Vernetzung in Japan wie in Europa geführt haben. Das Ergebnis war einmalig und

bildet ein besonderes Kapitel in der eidgenössischen und deutschen Kirchen- bzw. Missionsgeschichte sowie der japanischen Kirchengeschichte. Der Leser erhält einen Einblick in das Denken und Leben von Japanern wie Deutschen der Meiji-Zeit, in der liberale Bildungsmission und Kolonialpolitik ein Netz gegenseitiger Beziehungen bildeten.

Prof. Dr. med. Peter Piazzolo †  
15. Juli 2004 in Markdorf,

Wenn ihr mich vermisst,  
sucht mich in eurem Herzen,  
und ich bin bei euch.

Barbara Seyfarth-Geyling †  
24. Juni 2004 in Emmersdorf, Österreich

Ewigkeit ist Stille und Frieden,  
ruhe in ihr  
und sei in Liebe bedankt für das,  
was Du uns im Leben gegeben hast.

Nächstes Treffen der Ostasienfreunde  
Montag, 25. Oktober 2004, um 12 Uhr  
China Restaurant Yien-Yien in  
**Radolfzell.**  
Anmeldung – Ruth Munder

**Chinarunde München, 2004**  
Samstag – 9. Oktober; Samstag – 4. Dezember  
um 12 Uhr im China Restaurant CANTON,  
Theresienstr. 49  
**Anmeldungen** Marianne Jährling  
Renate Jährling, \*\*\*

Der  
Traditionsverband ehemaliger  
Schutz- und Überseetruppen,  
Freunde der früheren deutschen Schutzgebiete  
e.V.

führt eine Verbandstagung vom  
24. - 26. September in Bad Lauterberg / Harz  
durch. Delegierte und Mitglieder des StuDeO  
sind willkommen.



Der Tang-dörl Verkäufer

## Reminiszzenzen und Vorschau

„Unsere Zeit“ - die Zeit in China, die viele von uns erlebt haben - wird nachfolgend gerafft dargestellt. Wenngleich die meisten von uns kurz nach 1945 in die Heimat zurückgekehrt sind, so ist es dennoch wissenswert zu erfahren, was sich alles nach 1945 ereignet hat - die Erde dreht sich ja weiter. Diese Vorschau geht nicht über das Jahr 1973 hinaus, weil die Ruland Publikation eben aus diesem Jahr stammt.



*China und Deutschland*

1927 Wieder 307 deutsche Firmen in China.

1928 Erster Militärberater bei der Nationalarmee: Oberst Max Bauer.

1928 – 1934

Zunehmende Bedeutung der deutschen Militärberater.

*China in der Weltpolitik*

Fremdenfeindliche Demonstrationen in Nanking.

Tschiang Kai-schek bildet Nationalregierung in Nanking. Hinrichtung von Kommunisten. Bauernaufstände niedergeschlagen. Sowjetberater kehren nach Moskau zurück.

Erste östliche Machtbereiche der Kommunisten (Mao Tse-tung und Tschu Teh).

Der Marsch Tschiang Kai-scheks gegen die Generale im Norden endet mit der Einigung Chinas (Einmarsch in Peking).

Tschang Tso-lin bei Bombenanschlag getötet. Sein Adoptivsohn Tschang Hsü-liang unterstellt sich der Nanking-Regierung.

Gründung der Roten Armee der KPCh in Hunan. Gestützt auf die Bauernverbände, bildet die KPCh kommunistische Stützpunkte in den Provinzen Fukien und Kiangsi (unter Mao Tse-tung und Tschu Teh). Kommunistische Reformen: Enteignung der Grundbesitzer, neue Verteilung des Bodens.

Fünf vergebliche Vernichtungsfeldzüge der National- gegen die Rote Armee. Beim sechsten Versuch Durchbrechung der Umzingelung und Aufbruch der Roten Armee zum Langen Marsch.

### *China und Deutschland*

- 1930 Wieder acht deutsche Schulen in China.
- 1931 Deutschland-Institut in Peking. Kreuzer »Emden« besucht Schanghai.
- 1932
- 1933
- 1936 Anti-Komintern-Pakt zwischen Deutschland und Japan.
- 1937 15,3 Prozent chinesischer Einfuhr kommen aus Deutschland; Ausfuhranteil 8,8 Prozent.

### *China in der Weltpolitik*

Japaner besetzen die Mandschurei.

Unter japanischem Protektorat »Unabhängigkeit« der Mandschurei als Kaiserreich Mandschukuo.

Japaner landen in Schanghai. Hartnäckige Kämpfe.

Japans Austritt aus dem Völkerbund (weil der Lytton-Bericht »unrechtmäßiges Vorgehen« der Japaner in der Mandschurei feststellt).

Die KPCh gründet in der Provinz Schensi einen neuen kommunistischen Staat mit der Hauptstadt Yen-an.

Zwischenfall von Sian: Gefangennahme Tschiang Kai-scheks, um ihn zu zwingen, gemeinsam mit den Kommunisten gegen Japan zu kämpfen. Durch Vermittlung Tschou En-lais freigelassen. Waffenstillstand zwischen KMT und KPCh.

Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke bei Peking: Beginn des Krieges (»Konfliktes«) zwischen Japan und China. Manifest über Zusammenarbeit KMT-KPCh.

*China und Deutschland*

- 1938 Alle deutschen Militärberater bei Tschiang Kai-scheck werden nach Deutschland zurückbefohlen
- 1940 Drei-Mächte-Pakt in Berlin zwischen Deutschland, Japan und Italien.
- 1941 Tschungking-Regierung (Tschiang Kai-schek) erklärt Deutschland den Krieg.
- 1943
- 1944
- 1945 Heimkehr der ersten China-Deutschen durch Amerikaner aus den bis August von Japanern besetzten Gebieten.

*China in der Weltpolitik*

Verlegung der Nationalregierung zunächst nach Hankau, dann nach Tschungking.

Wang Tsching-wei bildet japanfreundliche Regierung in Nanking.

Erste US-Militärberater bei Tschiang Kai-schek.

Verzicht der Alliierten auf sämtliche Vorrechte in China, um einen Separatfrieden zwischen der KMT-Regierung und Japan zu verhindern.

Amerikanische Verärgerung über die Korruption bei den Nationalchinesen und über mangelnde Zusammenarbeit Tschiang Kai-scheks mit der Roten Armee der KPCh.

Freundschaftspakt der UdSSR mit Nationalchina.

Erste Bürgerkriege zwischen KMT- und KPCh-Truppen. US-Vermittlung durch General Marshall ohne Erfolg. Danach Einschränkung der US-Hilfe für Tschiang Kai-schek.

### *China und Deutschland*

- 1946
- 1947 Verwaltung und Kontrolle der China-Deutschen durch chinesische »Kommissionen für deutsche Angelegenheiten«.
- 1948 Deutsche Gemeinde in Schanghai übernimmt Hilfsaktionen.
- 1949 Schutzbrief der Kuomintang-Regierung für Deutsche. Erste Handelskontakte mit der VR China.
- 1950 Rückkehr der letzten Deutschen beginnt. Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen DDR und VR China.
- 1951 Einfuhr in die BRD für 204 Millionen DM, Ausfuhr in die VR China für 17 Millionen DM.
- 1952 Arbeitskreis China innerhalb des Ostausschusses der deutschen Wirtschaft gegründet.
- 1953
- 1954 Rückkehr der Deutschen bis auf Einzelfälle abgeschlossen.

### *China in der Weltpolitik*

Eröffnung der Nationalversammlung gegen Widerstand der KPCh.

Verschärfung des Bürgerkrieges. Viele KMT-Überläufer zur KPCh. Maos Rote Armee (Volksarmee) gewinnt immer mehr Boden.

Schlacht bei Sütschou. Die chinesische Volksarmee beherrscht ganz Nordchina.

Großoffensive der Volksarmee auf Südchina. Nanking, Tschungking, Schanghai besetzt. Proklamation der Volksrepublik China (21. September).  
Flucht Tschiang Kai-scheks, seiner Regierung und Resttruppen nach Taiwan (Formosa).

Freundschafts- und Beistandspakt UdSSR-VR China.

Waffenstillstand in Korea.

### *China und Deutschland*

- 1956 Bemühungen der BRD um diplomatische Beziehungen zur VR China scheitert an der Hallstein-Doktrin.
- 1957 Handelsabkommen zwischen dem Ostausschuß der deutschen Wirtschaft und dem China-Komitee zur Förderung des internationalen Handels in Peking.
- 1962 Erste Wirtschaftsdelegation der BRD auf der Kantoner Messe.
- 1964 Vier erfolglose Gespräche in Bern zwischen Bonn und Peking über bessere Beziehungen und neues Handelsabkommen.
- 1966 BRD-Ausfuhr nach China für 518 Millionen DM, Einfuhr für 370 Millionen DM.
- 1971
- 1972 Juli: Gerhard Schröder, Vorsitzender des Auswärtigen Bundestagsausschusses, in der VR China.  
11. Oktober: BRD-Außenminister Walter Scheel und sein chinesischer Kollege Tschi Peng-fei beschließen Aufnahme diplomatischer Beziehungen Bonn-Peking.  
1. Dezember: Botschaftsrat Hans-Alfred Steger Geschäftsträger der BRD in Peking, sein chinesischer Kollege Wang Schu in Bonn.  
19. Dezember: Handelsvertrag BRD-VR China in Peking unterzeichnet.

### *China in der Weltpolitik*

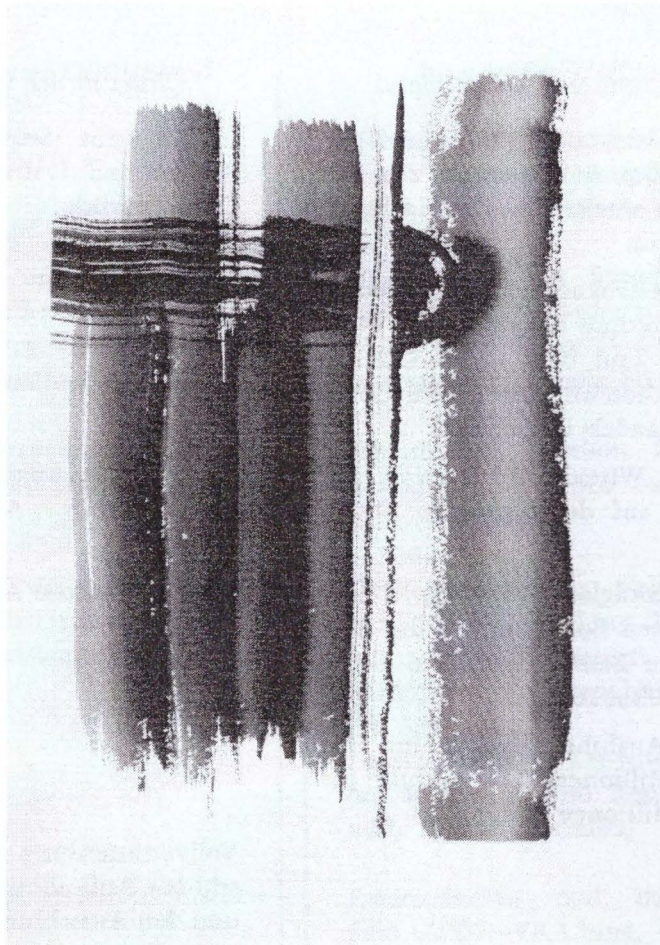
UdSSR gibt Stützpunkte Port Arthur und Dairen an die VR China zurück.

Chinesischer Angriff auf Assam und Kaschmir - Annäherung an Pakistan.

Erste chinesische Atombombe gezündet.

Vollversammlung der UN beschließt Aufnahme der VR China und den Ausschluß Taiwans.

Februar: US-Präsident Richard Nixon besucht die VR China.



Dirk Bornhorst

Ein Vater vermachte seinen drei Söhnen seine 17 Kamele und verfügte, dass der Älteste die Hälfte, der Mittlere ein Drittel und der Jüngste ein Neuntel der Herde erhalten solle.

Seine Söhne hatten Mühe, sich über die Erbschaft einig zu werden.

Als ein Sufi seines Weges geritten kam, fand er die Söhne ratlos. Hilfsbereit stieg er vom Kamel, stellte es zu den anderen und begann, sie aufzuteilen:

der Älteste bekam die Hälfte – 9;  
der Mittlere ein Drittel – 6;  
der Jüngste ein Neuntel – 2.

Dann stieg er auf sein Kamel, das als einziges übriggeblieben war, und ritt davon.